

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 103

www.nyland.de
nyland@nyland.de

Hans Dieter Baroth Lesebuch

Zusammengestellt und
mit einem Nachwort von
Karl-Heinz Gajewsky



Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 103

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
hg. im Auftrag der Nyland-Stiftung
und der Literaturkommission für Westfalen
von Walter Gödden
Band 103

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <https://portal.dnb.de/> abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei ge-
bleichtem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne
Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede
Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen
Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des
Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln,
im Aisthesis Verlag
www.aisthesis.de

© 2021 Nyland-Stiftung, Köln
Umschlaggestaltung: Robert Ward
ISBN: 978-3-8498-1712-1
Druck: docupoint, Barleben

Inhalt

Der Ort O.	7
Auf der Straße spielte das Leben	13
Knickelwasser an der Klümpkesbude	18
Mein Vater	22
Meine Mutter	29
Kaleika am Heiligen Abend	30
Der Angriff	34
Das Kriegsende	40
Als Heinz Cichutek von butterweichen Flanken träumte	43
Fußballergebnisse per Luftpost	46
Der erste Arbeitstag	48
Aufklärung	53
Am Leseband	61
Unter Tage	66
Ernas Schwester	75
Jetzt geht's ums Geld	89
Fertigmachen	94
Die Qualen des Sommers	103
Der Unfall	106
Als Hamlet die Seilfahrt verzögerte	111
Die Unternehmer haben das Sagen	120
Märchen in Millionenaufgaben	123
Mit Strauß und Schamhaar	127
Der Sturm auf die Schilder	129
In der Wohnwabe der Stasihochburg	133

Nie mehr Wattenscheid oder: Merkel trägt kein Toupet	143
Volker W. Degener: Literaturpreis Ruhr 1992: Hans Dieter Baroth	146
Kurzvita	150
Nachwort	151
Aus ausgewählten Rezensionen zu Baroths Romanen	154
Text- und Bildnachweise	158

Der Ort O.

Ein Samstag im Herbst. Es war bedrückend still und sehr grau. Samstagnachmittags ist es in O. immer still. Dann sind die Autos geputzt. Der Einkauf für das Wochenende ist bereits erledigt. Gelegentlich hört man aus einer Wohnung: im alten Dampfradio werden die Spiele der Bundesliga übertragen. Gerade in einer solchen Stunde wollte ich die Straße wiedersehen, in der ich Kindheit, Krieg und Jugend erlebt hatte. An dem äußeren Bild hatte sich kaum etwas verändert. In Reih' und Glied säumten die einheitlichen Zechenhäuser die Straße. Sie schien mir stiller als still. Und kleiner als früher. Sie wirkte jetzt verhärtet. Die kleinen Vorgärten waren ungepflegt oder einfach nicht mehr vorhanden. Kinder spielten nicht auf der Straße. Und weil überhaupt kein Mensch zu sehen war, schien es eher die Kulisse für einen Arbeiterfilm der Weimarer Zeit zu sein. Eine Filmstraße, die in einem alten Fernsehstudio vergammelt. Ich betrachtete das erste Haus rechts. Im Erdgeschoß hatte Bernhard Schäch mit seinen zwei Töchtern gelebt. Er hatte hier für ein bescheidenes Reihenhaus gedarbt. Vom Munde abgespart ist der treffende Satz. Er ist tot. Schlimm gestorben, wie es hieß. In der Wohnung darüber? Ein ehemaliger Arbeitskumpel von mir kam aus der Seitenpforte des Hauses in einem kleinen Opel gefahren. Für ihn kam ich wohl von einem anderen Stern. Obwohl wir uns nur von der Zeche her kannten, schien er sich aufrichtig zu freuen, mich wiederzusehen. »Kerl, was machst du denn hier?«

»Mal gucken.«

»Die alte Heimat sehen, was?«

Ich fragte nach den Söhnen. Einer lebt noch bei den Eltern. Und der andere habe nach Stuttgart gemacht. Stuttgart sagte er nicht ohne Stolz. Wer hier wegzieht, der ist etwas geworden. Raus aus O. und weg vom Pütt.

Wer das geschafft hat, der scheint die proletarische Wiege mit einem bürgerlichen Federbett getauscht zu haben.

Ich blickte auf die zweite Wohnung in dem alten Zechenhaus und fragte: Lebt denn der Silvers noch?

»Nein, die sind beide schon tot.«

Zwei Söhne und eine Tochter haben sie großgezogen, die Silvers. Er war ein Spaßvogel. Seine Frau war ein Leben lang krank gewesen, so sagte man. Über zwanzig Jahre hatte er ehrenamtlich für den Fußballklub gearbeitet. Und seine kranke Frau hatte in den Jahren die Kluften der Reservemannschaft gewaschen. Montags sah man die Hemden an der Wäscheleine flattern. Die Reihenfolge der Rückennummern stimmte meist nicht. Das hatte die Kinder stets beschäftigt. Wer findet zuerst die Nummer fünf, die neun oder die zwei? »Und oben rechts?« wollte ich wissen.

»Auch tot, schon lange.«

Die Familie Thomas war streng katholisch gewesen. Sie hatten ebenfalls zwei Söhne und eine Tochter. Er war viele Jahre Übertagearbeiter gewesen. Übertagearbeiter verdienten weniger als Untertagearbeiter. Auch die beiden Thomas hatten nur gedarbt, sie hatten die Kinder »großgezogen« und dann waren sie verbraucht. Und tot.

Aus meiner Kinderzeit wohnte in dem ersten Haus niemand mehr. Werkswohnungen werden nicht vererbt. Die Kinder ziehen weg, die Alten bleiben darin wohnen. Eine kleinere Wohnung suchen, ist nicht üblich. Denn kleinere gibt es kaum. Wer von den Alten noch hier wohnt, der wartet im Grunde auf seinen Tod. Und wenn man sich nach vielen Wochen mal wiedersieht, dann spricht man über die Toten. Es gibt immer welche, denn hier in O. kennt man sich über viele Jahrzehnte. Die meisten kennen sich ein Leben lang.

Das erste Haus rechts schien mir dann noch grauer. Es wirkte trostlos. Eigentlich selbst schon tot.

»Dann mach's mal gut.«

»Auch so.«

Zwischen dieser kurzen Unterhaltung lagen zwanzig gelebte Jahre. Seine Jahre und meine Jahre. Das dritte Haus rechts, Nummer 48. Hier bin ich geboren worden. Kinder kamen damals nur bei den reichen Leuten im Krankenhaus zur Welt. Und reiche Leute aus O. kannten wir nicht. Acht Wohnungen befinden sich in dem Haus. Jeweils zu zwei Zimmern, Wohnküche und Schlafzimmer, das Klo auf dem Flur, für jeweils zwei Familien, und je Wohneinheit einen Keller. Dazu ein Stall hinter dem Haus. Also acht Ställe, alle gleich groß. Dazu eine Waschküche für alle.

Früher hatten sie alle je ein Schwein gehalten. Die Schweine wurden dann im Herbst in der Waschküche geschlachtet. Ein paar Nachbarn auf der Straße halfen dann als Metzger. Die Schlachtstage sind mir stark in Erinnerung geblieben, weil es dann immer ein üppiges Fleischessen gab. Und weil die Mutter dann schlecht gelaunt war, wegen der vielen Arbeit.

Vierzehn Kinder hatten die acht Familien damals. Mit zwei Mädchen aus dem Hause ging ich in die gleiche Schulklasse. Zwei der vierzehn Kinder von damals sind schon tot.

Die Stille um das Haus Nr. 48 wirkte auf mich bedrückend, die Stille wirkte abweisend. Meine Perspektive hatte sich geändert, der Hof am Haus war klein, unsagbar klein für vierzehn Kinder.

Die Stalltüren wirkten winzig, und die Waschküche war im Prinzip ein Erkerchen. In meiner Erinnerung war alles viel größer, farbiger, lebendiger gewesen. Erst der Abstand zeigte die Erbärmlichkeit. Wer drinsteckt, merkt es nicht, weil ihm die Vergleiche fehlen. Oder weil man sich mit seiner Lage abgefunden hat.

In dem Haus Nr. 48 wohnten nur noch alte Leute, die den sogenannten Lebensabend hier verbringen. Ihre kleinen Hühnerställe hatten sie inzwischen abgerissen, auch die Zäune, die früher die Spielplätze zwischen den Häusern trennten. Im kleinen Hof hatte sogar Moos angesetzt. Da hatten wir früher stundenlang Fußball gespielt, und jetzt Moos ...

Hinter dem Haus traf ich zwei Frauen. Die Frauen hatten in dem Haus Nr. 48 länger gelebt, als ich alt war, denn seit ihrer Heirat wohnten sie hier. Und seit dem Kriege waren sie Witwen. Schnell rechnete ich zurück, sie mußten damals jünger gewesen sein als ich heute.

Erheblich sogar. Seit dem Kriegsende haben sie keine Ehemänner mehr, denn beide gelten in Rußland als vermisst. Ich kann mich sogar noch an sie erinnern. Ich kenne beide nur in der grünen Uniform der Hitler-Wehrmacht. Einer war groß, der andere zog ein Bein nach. Der mit dem nachziehenden Bein hatte einmal bei uns den Nikolaus gespielt. Wahrscheinlich war das 1944 gewesen, oder auch 1943? Aber 1944 im Sommer hat er mich noch durch sein Militär-Fernrohr schauen lassen. Es war ein langer Sommerabend. Die englischen Flugzeuge flogen tief. Nach Berlin fliegen die, sagten unsere Eltern. Die Flak hatte eine Maschine getroffen. Als sie brennend abstürzte, jubelten die Erwachsenen, denn sie tanzten vor dem Haus. Ich glaube, ich habe mitgejubelt.

Die beiden Frauen erinnerten sich an diesen Abend nicht mehr. Ich glaube nicht, daß sie sich nicht mehr erinnern wollten, etwa wegen des Jubels. Eigenartig an ihnen war, daß ich sie schon immer als alt in der Erinnerung hatte. Wahrscheinlich aus dem Abstand heraus, sie waren ja immer alt für mich, selbst als sie noch jung waren. Ein gutes Leben hatten sie nicht gehabt: Der Verlust der Männer nach den ersten Ehejahren, dann kümmerliche Renten. Die eine hatte jahrelang ihre beiden Kinder

durch Putzen ernähren müssen. Ihre Tochter war mit mir in einer Schulklasse. Über dreißig Jahre lebten sie in einer Wohnung aus zwei Räumen, einem Keller und einem Klo, gemeinsam benutzt mit der Nachbarin, dazu ein Stall, einige Fußbreit Garten. Über dreißig Jahre Leben in O., in dem Haus Nr. 48. Niemals hatten sie Urlaub gemacht. Seit fünfundzwanzig Jahren die gleiche Tageszeitung, sie haben stets die SPD gewählt. Wenn sie reisten, dann per Straßenbahn zu Verwandten und Kindern, denn die wohnen alle im Ruhrpott, straßenbahnnah.

»Ja früher«, sagten sie abwechselnd zu mir, und dann brachen sie jeweils ab. Das »Früher« wurde nicht konkret, jeder mochte wohl was anderes gedacht haben. Und jeder kannte jeden Winkel im Leben des anderen, denn hier gab es keine Geheimnisse. Das jeweilige Einkommen war bekannt, die Wohnungen waren hellhörig, selbst laut furzen konnte man nicht. Es blieb nichts ungehört, kein Ehekrach blieb unter zweien, denn die anderen sieben Familien hörten mit. Genüßlich sogar. Wenn einer von den vierzehn Kindern Prügel bekam, freuten sich die restlichen dreizehn, es war ja so gut zu hören. Prügel nannten wir »den Arsch voll hauen«, oder »der kriegt den Arsch voll«.

»Das waren schöne Zeiten«, sagten die beiden Frauen immer wieder. Was für schöne Zeiten? Als es nichts zu essen gab? Als wir Steckrüben kochten? Als wir im Januar 1945 laut um unser Leben gefleht haben? Zu einem Gott, der uns vor dem Bombenhagel schützen sollte?

Ich sagte zu der einen: »Wissen Sie noch, wie meine Mutter mit dem Hans (das war ihr Sohn) nach dem Angriff durch Rapen gefahren ist? Wo die Pferde mit aufgerissenen Bäuchen durch die Straßen liefen?«

»Ja, das waren Zeiten«, sagte sie darauf. Schnell wechselte das Gespräch, sie erzählte von einer lustigen Begebenheit, aus der Zeit von damals.

»Wir haben immer gut zusammengehalten«, sagte die eine. Ich war überrascht, denn das stimmte nicht. Ständig waren einzelne Familien untereinander wegen der Kinder zerstritten, weil dieser jenen geschlagen hatte, oder wegen irgendwelcher Dinge, die im Abstand der Jahre noch kleinkariert wirken als sie damals schon waren.

»Wir haben uns immer gegenseitig geholfen«, das stimmte sogar. Wenn einer starb, organisierten die Nachbarn die Leichenfeier. Mein Vater wurde von einem Nachbarn auf den Armen ins Krankenhaus getragen. Ich selbst wurde auch von einer Nachbarin zum Krankenwagen getragen. Das war in den frühen Morgenstunden des 1. August 1947. Man lieh sich Salz, Zucker oder mal eine Zwiebel, viel zu verleihen gab es nicht. Mal einen größeren Waschkessel, wenn Haus-schlachtung war, oder mal ein Fahrrad, wenn das eigene kaputt war.

»Es waren schöne Zeiten damals.«

Und dann sagten sie, was man auf Beerdigungen oft hört: »Ja, so ist das Leben.«

Sie berichteten von den Kindern. »Helmut ist tüchtig im Beruf, du hast ihn ja mal im Ruhrfestspielhaus getroffen.«

Es stimmte, er hatte dort die elektrischen Leitungen gelegt. Und die andere sagte: »Marianne ist gut verheiratet.« Mit Marianne war ich zusammen in einer Schulklasse. »Und Hans ist Angestellter.« Dann gingen wir nach vorn. Die Straße war immer noch leer, es war wohl inzwischen »Sportschau-Zeit« geworden. Und dir geht es gut? fragten sie. Wer sagt da schon nein?

Auf der Straße spielte das Leben

Viele Lebenserfahrungen machten Kinder auf der Straße. Unsere war zwei Fußballfelder lang, rechts und links an ihr standen gleichförmige graue Häuser. Dahinter lagen winzige Ställe für ein Schwein und einige Karkassen sowie eine Waschküche für alle Bewohner, danach kamen schmale Gärten für die Mieter. Das Wohngebiet wurde Kolonie genannt. Am Beginn der Straße gab es zwei Kolonialwarenläden, die irgendwann als Lebensmittelgeschäfte bezeichnet wurden. Sobald es die Witterung erlaubte, verließen die Blagen ihre engen dunklen Wohnungen und hielten sich auf der Straße auf. Hier spielte das Leben, wie die Mutter später oft sagte.

In brauner Uniform kam der einzige Nazi an den Abenden zurück vom Parteibüro. Er wurde als Goldfasan verspottet. Einige behaupteten, er sei Nazi, weil seine Frau keine Kinder bekomme. Nach dem Krieg war er Chef einer Schützenkompanie. An einem Sommertag sah ich den ersten Betrunkenen von unten unsere Straße hoch torkeln, gestützt von hilfsbereiten Nachbarmännern und umjohlt von einer Schar ausgelassener Kinder. Gelegentlich wollte der Betrunkene, ein Maurer, mit einer Handbewegung die Blagen verscheuchen wie lästige Insekten. Sein Verhalten sei unerhört, schimpfte meine Mutter, »und das am helllichten Tag«. Deshalb glaubte ich viele Jahre, wenn es nicht hell sei, dürften Männer betrunken sein. Der Besoffene, wie einige ihn nannten, redete, langsam sprechend, mit seinen Begleitern, bis er in seiner Wohnung am oberen Ende der Straße verschwunden war. Im Krieg wurden über die Straße Gruppen von Gefangenen wie Schafherden, von Hunden umzingelt, zur Zwangsarbeit getrieben. Über sie hasteten in der Endphase des Krieges auf der Suche nach Deckung die Kesselwagen der Wehrmacht mit mageren und ungepflegten Soldaten darin. Ihnen folgten mit rasselnden Ketten die

Panzer der US-Armee, dann Jeeps mit gut genährten und sauber gekleideten Soldaten darin, die lässig in ihren Sitzen hockten. Nach ihnen kamen britische Soldaten in ihren Armeelastwagen. »Die mit die platten Helme«, wie ein Mann aus demselben Haus sie beschrieb. Wenn die Männer nach der schweren Arbeit vor den Häusern saßen und zur politischen Lage sprachen, was die Mutter ärgerlich als politisieren kritisierte, hießen die Briten der Tommy, Politiker in den USA der Amerikaner, die Sowjets der Russe, und wir oder sie waren der Deutsche. An einem Abend im Sommer liefen Kinder einem hageren Mann jubelnd entgegen. Er war ihr Vater, der aus der Gefangenschaft entlassen worden war. Die einst grüne Uniform hing zerschlissen am Körper, der Mann war zum Skelett abgemagert. Ihm folgten über Jahre immer wieder Väter oder erwachsene Söhne in ähnlich ärmlichem Zustand aus fernen Gefangenenlagern. »Was haben die aus unseren Soldaten gemacht«, sagte dann mein Vater, der nie Nazi war. Wie auch ein Kommunist im Hause, dessen Sohn laut weinte, weil er wegen der ortsbekanntenen Überzeugung des Vaters nicht in die HJ aufgenommen wurde.

Wenn es die Witterung zuließ, öffneten die Erwachsenen die Wohnungs- und Haustüren sehr weit, so dass zu hören war, wenn einer seine Frau kritisierte, Blagen beschimpft oder verprügelt wurden, der Rühr – so wurden Köter genannt – zum Fressen heran gepfiffen oder von Menschen mit Genuss das Essen aus dem Teller gekratzt wurde. Einige Häuser weiter oben war der Familienvater fest davon überzeugt, wenn er nach dem Essen des Sonntagsbratens einige Male hochspringe und auf beiden Füßen lande, setze sich der Inhalt seines Magens und er habe dort mehr Platz für den so begehrten Pudding. Hörten wir ihn springen und dumpf aufkommen, sagte meine Mutter immer wieder: »Der macht Platz für den Nachtisch.« Ein Mann von nebenan suchte verzweifelt

seine Brille. Als der Sohn aus dem Schlafzimmer fragend rief, ob er die nicht gerade trage, war sie sofort gefunden; er hatte sie auf der Nase sitzen. Eine Brille zu suchen, wenn man sie trägt, galt für mich als Inbegriff von Trotteligkeit. Des Brillenträgers kluger Sohn Helmut hörte auf den Spitznamen Ätsch. Nebenan der Taubenzüchter Heinz war der Pingo. Karl-Heinz wurde Fänna, Friedhelm Luwi, Karl nur Kallo gerufen. Das Mädchen Marianne aus demselben Haus hörte auf Panne. Wie Tutti von gegenüber tatsächlich hieß, erfuhr ich nie, ihr Bruder Ernst reagierte auf den Zuruf Eule. Selbst eine erwachsene, schon grauhaarige Frau hatte einen Spitznamen, denn alle sprachen sie mit Kaschka an; sie und die Behörden werden den richtigen Vornamen gekannt haben. Dass ein gelernter Metzger Grützwurst geheißen wurde, fand nicht einmal der böseartig. Es war eine Seltenheit, wurde jemand auf der Straße mit seinem so genannten Taufnamen gerufen. Drei Häuser von unserem Koloniehaus entfernt riss der Ehemann stets pünktlich um 19 Uhr die Haustür auf und brüllte in Richtung Straße: »Rum mit der Katz, wer hat's, der hat's.« Auch im Winter. Dann fiel der helle Lichtstrahl aus seiner Wohnung wie ein Scheinwerfer auf die Wand des Hauses gegenüber. Alle konnten nach dessen pünktlichem Ruf ihre Uhren stellen. Der dicke Nachbar am Ende der Straße ließ, wann er wollte, laut seine Blähungen ab. Stand er vor dem Haus, wechselten die Frauen zum Bürgersteig auf die andere Seite.

Es war bekannt, wer besonders geschickt schusterte und noch völlig ausgelatschte Treter reparierte. Ein Mann konnte, woran wir lange glaubten, zaubern, ein anderer spannende Geschichten aus dem Alltag erzählen. Ein Katzow – wie Metzger auch genannt wurden – war beliebt, weil er beim Schwarzschlachten mit einem gekonnten Schnitt dem Schwein die Kehle so durch-

trennte, dass selbst ein denunziatorischer und damit böser Nachbar nichts hörte. Kinder glaubten, es hieße schwarzschlachten, weil das Abstechen und Verwürsten in der Nacht geschah. Als einem Schwarzschlächter dessen Verwandte ein halbes Schwein aus dem Keller stahlen, konnte der sie nicht einmal anzeigen. Er blieb mit ihnen verfeindet bis zu deren seligem Ende. Nicht nur Schuster, Schneider, Metzger oder Schreiner waren gefragt, auch begabte Musiker wurden umworben. Sie spielten auf zur Hochzeit. Zu Anfang für einige Gläser Eingemachtes und Mettwürste von der Hausschlachtung – so die Bezeichnung bei der Tötung des Schweines im Hellen vor aller Augen –, später für Geld. Weil Erwachsene das Akkordeon auch Trecksack nannten, erzählte ich viele Jahre, der Freddy Becker spiele Dreck-sack.

Das Jahr wurde auf der Straße verabschiedet und das neue dort begrüßt. Zur Vorbereitung stahl ein Trupp älterer Burschen dem Milchbauern routiniert eine leere metallene Kanne entweder vom Wagen oder aus seinem Haus. Einige lenkten den Mann vor seinem Pferdewagen mit Gesprächen ab, lautlos und äußerst sicher griff einer zu und verschwand mit der Beute. In den Boden der Kanne schlugen die Jungen mit einem Meißel Löcher. Einige Väter besorgten den Halbwüchsigen Karbid, das sie auf dem Pütt oder im Werk mitgehen ließen. Organisieren hieß diese Art von Diebstahl. Das Karbid wurde in das unterste Drittel der Milchkanne gefüllt. Aus abgefahrenen profillosen Fahrradreifen bastelten die Heranwachsenden Fackeln, die in der Silvesternacht lange, intensiv stinkend, brannten. Die Erwachsenen feierten meist zu mehreren Familien in den Wohnungen bei einigen Kästen Bier und Kartoffelsalat, der zuvor in einer Zinkwanne schweißtreibend von mehreren Frauen hergerichtet wurde. Die Würstchen schwammen im Wasser des Waschkessels, der auf dem Küppersbusch-Herd

stand. Draußen sorgte das Rudel von Blagen für die Silvesterknallerei. Jeder aus der Truppe durfte einmal im Fackelschein oben durch die Öffnung in die einstige Milchkanne urinieren. Wer einen strammen Strahl hatte, bekam Beifall von den Jungen und Mädchen. Der Deckel wurde auf die Kanne geklemmt, die dann waagrecht auf den Asphalt gelegt. Einer der Heranwachsenden hielt eine Fackel an die Löcher im Boden, mit einem lauten Knall explodierte der Inhalt und der Deckel sauste in die Dunkelheit. Laternen standen nicht in der Straße. Er wurde gesucht, gefunden, wieder hieß es: Wasser lassen. Neigte sich das Jahr dem Ende zu, hatten die Jungen keinen Druck mehr. Bis zum Jahreswechsel und auch für den ersten Knall im neuen Jahr sorgten die Mädchen für die Flüssigkeit. Jedes Jahr klagte jener, der die Kanne hielt, die zielten ungenau. Ich begriff lange nicht, warum wir Kleinen weggedrängt wurden, wenn sich die hübschesten Nachbarinnen über den Kannenhals hockten und die Größeren um sie eine Sichtblende bildeten. Um Mitternacht verließen die Alten ihre Wohnungen und gingen auf die Straße, die Männer hielten Bierflaschen in den Händen, sie jubelten und drückten dabei auch schon mal einem bisherigen Feind aus der Nachbarschaft die Hand.

Knickelwasser an der Klümpkesbude

Seltersbuden waren meist aus Holz, grün gestrichen, mit romantisch verspielten Spitzgiebeln, einem kleinen Verkaufsfensterchen, davor ein Holzbrett als schmale Theke. Mineralwasser hieß grundsätzlich Selters, daher kam der Name der Buden. Süße Getränke mit Kohlensäure nannten wir Brause, die wurde in Glasflaschen und zusätzlich in Tütchen als Brausepulver verkauft. Es gab sie in verschiedenen Geschmacksrichtungen. Zu dem Pulver ließen wir Wasser aus dem Wasserhahn, der Wasserkanal hieß, in ein Glas laufen, und fertig war die Brause. Gern nahmen wir auch eine Prise Brausepulver in die gekrümmte Handfläche, spuckten darauf oder taten ein paar Tropfen Wasser dazu, das Pulver gärte auf und es kribbelte in der Hand. Über einige Mädchen wurde erzählt, sie würden auf dem Rücken liegend Brausepulver und Wasser in die leichte Vertiefung des Nabels geben, das nachfolgende Prickeln sei ihr Vergnügen. Was wir Jungen absolut nicht verstanden, denn jeder leckte die feuchte Brause gern aus seiner Hand. Die kamen doch mit ihrer Zunge nicht an den Nabel! Brause wurde auch geliefert in besonderen Glasflaschen, deren Verschluss aus einem Knickel bestand. Knickel oder Knicker waren runde kleine Kugeln aus Glas, die zum Spielen waren meist farbig. Der Verschluss wurde mit dem Daumen nach unten gedrückt, er blieb unterhalb des Flaschenhalses stecken, aber so, dass nun das süße Getränk herauslaufen konnte, wenn wir die Pulle an den Hals setzten. Knickelwasser wurde diese Brause genannt. Größere Burschen tranken auch schon mal ein dunkles Bier, das ebenfalls süß schmeckte und kaum Alkohol hatte. Das angeblich gesunde Gesöff wurde auch als Mutter-und-Kind-Bier verunglimpft. Die Selters- oder Klümpkesbude war die Stätte kleiner Umsätze. Hier gab es für einen Pfennig mindestens ein

Klumpfen. Den Begriff Bonbon führten nach dem Krieg die Flüchtlinge ein. Die Dauerlutscher kosteten einen Fünfer, später einen Groschen, sie waren rot oder grün, hatten die Formen von Männchen oder einem Hahn sowie einem Nikolaus im Winter. Kam eine Tante zu Besuch oder die Oma, reichten ihre kleinen Geldgaben für einen Einkauf des Kindes an der Klumpkesbude immer. Vielleicht sagte deshalb meine Mutter, wenn sie mal in guter Stimmung war: »Eine Kinderhand ist leicht gefüllt.« Oder: »Wer den Pfennig nicht ehrt ...«

Die erste Coca-Cola aber trank ich nicht an der Bude. Während einer Radtour zu Verwandten legte meine Mutter mit mir eine Pause vor einer Gartenwirtschaft ein. Sie bestellte nicht etwa cool eine Cola oder Coca, nein sie sagte: »Bitte zwei Coca-Cola.« Die schmeckte, als hätte ich mit der Zunge über rostiges Eisen geschleckt. Aber ich behauptete, sie sei hervorragend, weil die Mutter das hören wollte. Ein Nachbarmädchen war hinter Coca-Cola her und trank sie mit Genuss, weil ihre Mutter behauptete, die sei zu süß und ungesund. Bluna und Sinalco waren für uns Brause, Coca-Cola nicht. Später bei den ersten unbeholfenen Tanzschritten wurde das Leben gekrönt mit einer Mischung von Sinalco und Eierlikör in einem Glas.

An der Seltersbude wurde auch Bier verkauft. Kamen die Männer von der harten Arbeit aus dem Pütt oder vom Hochofen, dann »zischten« sie schon mal eine Selters oder eine Flasche Bier. Die Bierflaschen hatten einen Schnappverschluss, der mit einem Schlag des ausgestreckten Zeigefingers geöffnet wurde. Das Bier zischte manchmal wie eine leichte Fontäne aus der Flasche, blitzschnell wurde sie an den Mund gesetzt.

Von der Klumpkesbude kamen Informationen, bei denen kein Lokalblatt mithalten konnte. War einer Stunden vorher gestorben, dann hieß es, der habe den Löffel weggelegt. Es wurde aktuell berichtet, welcher Nachbar

überraschend ins Krankenhaus gebracht worden sei und wer am Sonntag mal wieder »die Möbel geradegerückt hatte« oder welcher Stenz mit welcher Ische gehe. Besonders beliebt waren aber die Todesnachrichten: »Stell dir vor, wer gestern gestorben ist?« Einer sagte dann vielleicht: »Wieso, kann ich wählen?« Kommentiert wurde die Nachricht oft mit dem Nachruf: »Besser der als ich.« War eine verheiratete Frau verschieden, dann hieß es, sie sei ihrem Mann »weggestorben«. Da war gegen die Verblichene schon ein Vorwurf herauszuhören. Als einer im Suff seine Frau erstochen hatte, hieß es an der Seltersbude, er habe sie »abgestochen«. Das aufmerksame Kind bekam Lebensweisheiten mit wie: Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott. Mit dem kleinen Löffel schmeckt es länger. Oder die unverständene Nachricht: Frau Schlotterbeck geht fremd. Alle wissen es, nur Herr Schlotterbeck nicht. Selbst die Bibel wurde beim Bier zitiert: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Über die Arbeit war gereimt worden: Ist die Kohle weich wie Mist, dann macht der Stachu Überschicht. Und ist die Kohle hart wie Stein, dann nimmt der Stachu Krankenschein. Bergleute sagten auch schon mal nachdenklich: Vor der Hacke ist es duster.

Wer zwischen Feierabend im Betrieb und Heimkehr in die kleine Wohnung mehr als eine Flasche Bier trank und deshalb längere Zeit am helllichten Tag vor der Seltersbude stand, wurde schon mal Säufer genannt. Trunkenbold sagte niemand. Diese Männer waren in besserer Stimmung als ihre Kollegen, die direkt nach Hause gingen. Vater und Sohn trinken Union, nur der eine Flegel, der trinkt Schlegel. Auch: DAB heißt Doktor Adenauer betet. Aufmunternd wurde behauptet: Von Ritterbier da steht er dir, und von DAB da wird er schlapp. Augenzwinkernd zitierten die Männer den Werbetext: Aus gutem Grund ist Juno lang und rund. Über einen Großbä-

cker namens Henning spotteten sie an der Bude: Henning-Brot macht kleine Kinder tot. Zum ersten überwiegend aus Pappe gebauten Auto sagten die Männer: Wer den Tod nicht scheut, fährt Lloyd.

Als wir größer waren, eröffnete ein Kleinstunternehmer am Markt eine Würstchenbude, die wir Würstchenstand nannten. Die Bude war ein Bretterschlag mit einer Zeltplane darüber, in der Mitte eines Karrees aus Holzthecken brutzelte die Wurst auf einem Grill. Wenn wir es uns sehr gut gehen ließen, hieß es schon mal, wir gehen an den Würstchenstand. Das geschah oft an Sonntagen. Es gab die erste Cola in Dosen an der Würstchenbude. Nach einem Jahr bekam der Rostwurstbrater Konkurrenz von einem, der halbe Hähnchen gegrillt verkaufte. Dessen Angebot wurde von uns schon als Luxus gesehen. Zumal so manches Kind Rostbratwurst als Rossbratwurst begriffen hatte. Dies bedeutete die Endzeit für die Klümkesbuden. Essen wurde von denen nicht angeboten. Die grünen Häuschen mit den kleinen Verkaufsfenstern verschwanden, ihnen folgten Imbiss-Stände. Aus dieser Tradition wird beim Bürgertum zu einem Büfett eingeladen, in der Arbeiterbewegung, beim Kleingartenverein oder unter Sozialdemokraten, steht in den Einladungen sogar gedruckt, ein Imbiss werde gereicht.

Mein Vater

Mein Vater ist 46 Jahre alt geworden. Drei Tage vor Weihnachten, am 22. Dezember 1951, haben wir ihn beerdigt. Er hat mir eine Taschenuhr hinterlassen, es war seine Junggesellen-Uhr. Hinterlassen hat er mir auch ein paar Sprüche, wie: «Jeder ist nur ein kleines Rad im Getriebe.» Hinterlassen hat er mir auch noch seinen eigenen sozialen Stand: Die einfachste Bildung, gewissermaßen die Standardausführung und somit den Zwang, sich mit der Hände Arbeit durchschlagen zu müssen. Da ist jedoch das Angebot der Konkurrenz groß. Da Kapital und Arbeit nicht gleichberechtigt sind, kann man damit keine großen Sprünge machen.

Mit der Biographie meines Vaters kann man nicht mehr hinterlassen als eine Uhr und Sprüche über die eigene Ohnmacht und die soziale Ohnmacht selbst.

Mein Vater ist am 14. Mai 1905 geboren worden, in Recklinghausen. Er war der älteste von insgesamt vier Söhnen. Sein Vater war Bergarbeiter, seine Mutter Hausfrau. Vaters Vater nahm sich in einer ausweglosen Situation das Leben. Weil Selbstmord damals noch geächtet war, hat man ihn am Friedhofszaun begraben. Als er selbst noch ein Kind war, da mußte mein Vater Vaters Rolle übernehmen.

Als seine Mutter krank war und sein Vater tot, mußten die Kinder eine zeitlang in ein Waisenhaus. Dort herrschte bei den Nonnen freudlose preußische Zucht, geweckt wurde in aller Herrgottsfrühe. Einmal mußte er sein Erbrochenes vom Teller essen. Er hatte vorher sein Essen erbrochen, weil er es nicht gemocht hatte.

Als mein Vater vierzehn war, kam er aus der Schule. Er war klein und schwächling. Am 1. Juni 1919 fing er auf der Zeche an zu arbeiten, die Zeche hieß König Ludwig. Das schwächliche Kerlchen mußte Steine von Kohle trennen. Leseband nannte man diese Arbeitsstelle, weil

hier die Auslese von Kohle und Steinen stattfand. Es war eine schwere Arbeit, sie war hart und nervtötend. Und geisttötend, wie Bandarbeit in der Fabrik.

Als er 16 war, kam er auf der Zeche König Ludwig in die Grube, da verdiente er etwas mehr, dafür mußte er aber noch schwerer arbeiten. Er war jetzt der Ernährer seiner Mutter und seiner Brüder.

Während dieser Zeit sparte er jeden Pfennig. Was er sparen konnte, das waren wirklich nur Pfennigbeträge, davon kaufte er sich dann nach Jahren die Junggesellen-Uhr. Es war am Beerdigungstag seines Schwiegervaters, meines Opas. Die Uhr hatte einen Sekundenzeiger und Klappdeckel hinten, stilistisch ist sie keineswegs wertvoll. Zeiger und Zahlen wirken wie bei einer alten Bahnhofsuhr aus der Weimarer Zeit. Die Uhr geht noch heute genau, wertvoll ist sie dennoch nicht. Am 10.1.1930 hat er geheiratet. Drei Kinder hat er seiner Frau gemacht. Das erste starb unmittelbar nach der Geburt, sie hatten es nach meinem Vater Heinrich genannt. Wie es bei reichen Familien üblich war, wo es was zu vererben gab, wo ein Stand gehalten wurde. Zwischenzeitlich waren sie dann nach O. gezogen. Mein Vater hatte den Pütt gewechselt, nicht die Arbeit, er war weiterhin Bergmann unter Tage. Die Urteile über meinen Vater sind unterschiedlich. Einige meinen, er habe auch nach unten getreten, wie es in der sozialen Hackordnung eben üblich ist, obwohl es eigentlich unter ihm kaum etwas zu treten gab. Viele sagten auch, er sei ein guter Kumpel gewesen, freundlich und hilfsbereit. Andere wiederum beschreiben ihn recht kernig: Er war ein armes Schwein, so sagt man bei uns. Und weil er hilfreich war, soll er auch ein dummes Schwein gewesen sein. Das sagen Arbeiter, wenn sie zu Zynismus neigen.

Ein Pechvogel muß er auf alle Fälle gewesen sein. Einmal riß ein Preßluftschlauch in der Grube von der Leitung. Das Ende des Schlauches schlug durch die unterirdische

Strecke meinem Vater direkt vor den Magen. Das Schlauchende muß den Magen verletzt haben, denn seitdem war er schwer magenkrank. Doch als Unfall wurde das von den Ärzten nicht anerkannt.

Dann half er mal einem Kumpel. Der Kumpel hatte eine Eisenbahnschiene zu schleppen. Mein Vater ergriff das eine Ende der schweren Schiene, sie schleppten sie gemeinsam, weil es leichter war. Der andere ließ die Schiene dann fallen, ohne vorher ein Signal gegeben zu haben. Durch den Schlag des Aufpralls am anderen Ende konnte mein Vater die Schiene nicht mehr halten, sie schlug auf seine Fußspitze. Seitdem hatte er einen verküppelten Nagel, der nur mit einer Zange bearbeitet werden konnte und ihm oft Schmerzen bereitete. Der Arbeitskollege hat sich um meinen Vater nicht einmal gekümmert. Und als Arbeitsunfall galt das auch nicht. So einen Pechvogel bezeichneten andere dann als das dumme Schwein. Seit jenem Unfall mit dem Preßluftschlauch ging es der ganzen Familie schlecht. Der Vater konnte vieles nicht mehr essen, deshalb war er sehr oft schlecht gelaunt, denn er litt unter Magenschmerzen. Oft mußte er krankgeschrieben werden. Dann bekam er drei Tage lang keinen Lohn. Wer aber schon wenig Lohn hatte, konnte sich keinen Ausfall leisten. Und weil er durch die Magenkrankheit geschwächt war, konnte er im Akkord nicht mehr viel verdienen. Diese Situation schlug voll nach unten durch. Trotzdem hat er, wie ich es heute sehe, seine Leiden mit einer unwahrscheinlichen Geduld ertragen. Auch damals begriff ich schon nicht, warum man zu einer solchen Situation »krankfeiern« sagte. Urlaub gab es drei Tage im Jahr. Die nahm er dann, wenn jemand in der Familie krank war.

Während des Nazi-Regimes mußte er besonders viel erleiden. Da mußte man schon halbtot sein, bevor der Arzt wegen Krankheit Arbeitsverschonung verschrieb. Die Vorgesetzten waren stärker als die Ärzte. Sie behaupteten

oft, mein Vater sei gar nicht so krank, wie der Arzt meinte.

Damals wurde noch unverblümter als heute die Produktion über alle menschlichen Probleme gestellt. Ein Kumpel meines Vaters erzählte mir später, er habe gesehen, wie er in der Grube oft vor Schmerzen in die Schienen gebissen habe. Unter Tage fahren bekanntlich Kohlenzüge. Dafür mußte er seinem Vaterland zunächst nicht in einer Uniform dienen. Erst als die Hitlerei auf Kinder, Kranke und Alte zurückgriff, war auch er dran. In den letzten Monaten wurde er noch zur Flak gezogen. Erst war er in Münster, dann in Brambauer, bei Dortmund. Wir haben ihn dort oft besucht, er nahm die Soldaterei nicht sehr ernst. Eines Tages galt er plötzlich als vermißt. Meine Mutter weinte immer dann, wenn die Bombenangriffe besonders heftig waren. Ihm war aber nichts passiert, er hatte die erste Gelegenheit ergriffen, die Brocken hinzuwerfen, er war einfach getürmt, denn es war nicht sein Krieg. Fast zwei Wochen lang hat er sich von Brambauer nach O. durchschlagen müssen. Die Bauern hatten für ihn Verständnis, wenn er sich bei ihnen versteckt hatte. Bevor die Amerikaner nach O. kamen, war für ihn der Krieg schon zu Ende.

Das habe ich an meinem Vater immer bewundert.

Er war auch nach dem Krieg oft sehr krank. Es gab keine Medikamente, und es gab wenig zu essen. Das war für einen Magenkranken besonders schlimm. Er konnte nicht hamstern gehen, weil er mit vierzig schon zu gebrechlich war, das mußte meine Mutter tun. Sie fuhr ins Oldenburgische, dort tauschte, schacherte und bettelte sie für uns. Oft hat sie dann in Diepholz auf den Fliesen des Bahnsteigs schlafen müssen. Mein Vater konnte wegen der Krankheit nicht mehr unter Tage arbeiten. Er kam wieder ans Leseband zurück. Früher war das so, der Bergmann begann am Leseband seinen »Beruf«, konnte er nicht mehr im Gedinge (Akkord) arbeiten, landete er

wieder am Leseband. So erging es auch meinem Vater. Als er immer kränker wurde, versetzte man ihn schließlich zum Werkschutz. Er bekam den Posten, weil er kein Nazi gewesen war. Dort mußte er die Kollegen kontrollieren, ob sie nichts vom Betrieb mitgehen ließen, oder er mußte auf Baustellen aufpassen.

Auch hier blieb ihm sein Pech treu. Ein Kohlenschieber hatte die Aufmerksamkeit auf sich gerichtet. Er tauchte im Werksgelände auf und dirigierte Kohlentransporte um, Kohlen-Willy hatte man ihn genannt. Keiner kannte ihn. Als mein Vater Dienst im Werkschutz hatte, soll er dem Kohlen-Willy begegnet sein. Ihm war ein Mann im Lodenmantel begegnet, der hatte forsch, doch freundlich mit »Glück auf« begrüßt, so wie es leitende Herren des Unternehmens stets taten. Deshalb hielt mein Vater ihn für einen Leitenden. Später machte man ihm schwere Vorwürfe, weil er Kohlen-Willy nicht gestellt hatte. Ein Kollege hatte meinen Vater bei dem gemeinsamen Vorgesetzten in die Pfanne gehauen.

Das Pech blieb ihm noch weiter treu. Wegen des Ärgers bekam er einen Schlaganfall, er fiel zwischen die Schienen der Werksbahn. Ein Zug hatte ihn überrollt, jedoch ohne ihn zu verletzen. Es war wiederum kein Betriebsunfall im versicherungsrechtlichen Sinne. Ein Mann in Feuerwehr-Uniform informierte meine Mutter. Er sagte, daß mein Vater im Krankenhaus liege. Bei Betriebsunfällen kam immer die Feuerwehr ins Haus, sie war eine Art Todesengel, denn auch die Bescheide von tödlichen Unfällen hatte sie den Hinterbliebenen zu überbringen.

Mein Vater war fortan halbseitig gelähmt. Nach der Währungsreform hatte sich die Ernährungslage gebessert. Es gab sogar plötzlich Bananen. Ich brachte ihm Bananen ins Krankenhaus. Er konnte nicht essen, ich mußte ihn füttern. Um die Peinlichkeit zu überspielen, erzählte ich von dem Länderspiel gegen die Schweiz und

von Toni Turek. Turek hatte im Tor der Deutschen gestanden.

Meinem Vater kamen die Tränen in die Augen, sicherlich wegen seiner schlimmen Lage. Seine Tränen liefen ihm seitlich am Gesicht hinunter, genau in die Ohren. Ich mußte ihm den Mund säubern. Wie beiläufig ging ich mit dem Tuch über die Wangen, um die Tränenkanäle zu beseitigen. Es war beiden sehr peinlich, beide taten wir, als weinte er nicht, und beide wußten wir, daß wir so taten. Draußen schien die Sonne, die Menschen hatten es eilig. Er erholte sich wieder. Langsam begann er wieder zu laufen, zu sprechen und war guter Dinge. Er konnte sogar wieder arbeiten gehen. Nach ein paar Tagen hatte er plötzlich Durst und Sodbrennen. Zur Mittagsschicht konnte er nicht fahren. Ich mußte mit dem Fahrrad zu seinem Arbeitsort fahren, dem Kollegen mußte ich sagen, mein Vater komme nicht, er sei krank. Damit die Baubude nicht unbewacht blieb.

Es ging ihm zunächst wiederum nicht gut, doch dann wieder. Er konnte wieder einiges essen, er war sogar richtig fröhlich. Mein Vater wußte, was Hering mit Kartoffelsalat auf polnisch heißt. Mit dem Ausdruck scherzte er noch. Als meine Mutter dann sein Bett machte, fühlte sie wie zufällig seine Füße, sie waren ganz kalt. Sofort wurde der Arzt gerufen. Er sagte meiner Mutter, mein Vater sterbe jetzt. Das wollten wir nicht glauben, denn er war vorher viele Jahre viel kränker. Er bekam eine Spritze, damit er besser einschläft, sagte der Arzt. Mein Vater starb am 18. Dezember 1951 um 18.40 Uhr, mit einem lauten Seufzer im Schlaf. Seine Leiche wurde zu Hause aufgebahrt. Zu seiner Beerdigung waren viele Menschen gekommen. Feuerwehrleute hatten, bevor sie den Sarg schlossen, das Leichentuch bis über sein Gesicht gezogen. Das habe ich noch durch den Türspalt sehen können. Sie haben mich weggeschickt, als sie merkten, daß ich zuschaute.

Am Grab sagte sein Vorgesetzter: Wir stehen am Grabe eines braven Mannes. Als er das sagte, weinte meine Mutter besonders laut. Eigentlich hätte sie dem einen in die Schnauze schlagen sollen, denn wegen des Kohlen-Willy hatte dieser Vorgesetzte meinen Vater besonders verfolgt. Im Grunde hat aber auch er nur nach unten getreten. Er hätte sagen müssen, wir stehen am Grabe eines zu früh verstorbenen Menschen. Er starb, weil er eigentlich in seinem Leben nur hat einstecken müssen. Der Vorgesetzte hat es nicht gesagt, aber die am Grabe meines Vaters standen, wußten es auch so.

Meine Mutter

Meine Mutter wurde 1910 geboren. Den Geburtsort gibt es nicht mehr, denn er gehört heute zu Herne. Als sie mit 63 Jahren den ersten Reisepaß ihres Lebens erhielt, stand als Geburtsdatum 30. Dezember 1910 drin, doch ihren Geburtstag hat sie immer Silvester gefeiert. Sie war das Jüngste von vierzehn Kindern. Nach der Geburt war der Vater über Silvester und Neujahr betrunken gewesen, am 2. Januar hat er dann den Geburtstag verwechselt. Somit ist sie laut Register am 30. Dezember geboren worden, tatsächlich aber am 31. Dezember. Und eingetragen wurde sie zunächst sogar als Junge, mit dem Namen Josef.

Der Vater hatte nach dem Suff die Geburt eines Sohnes gemeldet, deshalb nannten wir meine Mutter im Scherz oft Jupp. Als sie meinen Vater heiratete, war sie achtzehn. Zwei der drei geborenen Söhne hat sie aufgezogen, einer starb nach der Geburt. Obwohl körperlich gesund, hat sie unter und mit der Krankheit meines Vaters viel gelitten. Oft hat sie für die Ernährung sorgen müssen, zuweilen gab sie den Druck nach unten weiter.

Einige Jahre nach dem Tod meines Vaters hat sie wieder geheiratet, denn sie erhielt eine sehr karge Rente. Ihr zweiter Mann war ein gestandener Jungeselle aus der Nachbarschaft. Er war auch Bergmann, die Ernähr- und Vaterfunktion übernahm er voll.

Mit 62 Jahren verlor meine Mutter ihren ältesten Sohn durch Selbstmord. Ich glaube, das war der härteste Schlag in ihrem Leben.

Kaleika am Heiligen Abend

Weihnachten und der Heilige Abend spielen in der Erinnerung wegen der Geschenke eine wichtige Rolle. Doch meist gab es an diesen Tagen »Kaleika«, was in der Gegenwart Stress genannt wird. Die Mütter schufteten zur Vorbereitung des Festes an ihren Küppersbusch-Herden. Das Kaninchen war geschlachtet, sein Fleisch lag in saurer Milch. Der Topf mit dem Karnickelbraten für den ersten Feiertag wurde auf die marmorne Platte des so genannten Waschtisches – einer Kommode – im Schlafzimmer gestellt. In dem Raum war es im Winter garantiert kalt. Kühlschränke konnten wir nicht. Bei diesen Arbeiten der Mütter störten die Männer und größeren Kinder. Die Nachbarmänner und der Vater verzogen sich deshalb am Vormittag des Heiligen Abends in eine Gaststätte, die von den Müttern schimpfend Spelunke genannt wurde. Mittags hatten einige den Kaffee auf, das heißt, sie waren leicht betrunken. Zum Essen kamen Würstchen mit Kartoffelsalat auf den Tisch. Danach sollte der Weihnachtsbaum geschmückt werden. Oft war er zu hoch gewachsen für die kleine Wohnung. Es wurde erzählt, so mancher Vater habe ihn mit einem Beil oder einer Säge in der Küche aus Versehen oder wegen des Suffs dermaßen gekürzt, dass er am Ende die Höhe eines Blumenstraußes hatte. Beim Schmücken des Restes wurden noch einige »Pinkes« Deputatschnaps getrunken. Wer unter Tage schuftete, bekam vom Pütt zu seinem Lohn zusätzlich eine Flasche Schnaps als Sachleistung. Bergarbeitern standen auch pro Jahr fünf Tonnen Hausbrandkohle als Deputat zu; die Angestellten bekamen acht. Über einige Nachbarn hieß es nach Weihnachten, beim Aufsetzen der Schmuckspitze auf die Krone des Baumes seien sie in die Tanne gefallen und mit ihr im Arm unsanft auf dem Wohnungsboden gelandet. Die

Mütter waren schlecht gelaunt. Am Tag des Friedens bekam der eine oder andere auch mal eine »geschallert«. Manche Kinder hatten nicht nur wegen der Vorfreude rote Ohren. Ein Nachbar brannte schwarz in seinem Keller aus Rüben Schnaps. Schon gegen 14 Uhr waren die von nebenan in Weihnachtsstimmung, sie sangen von dem Kinderlein, das da kommen möge. Vorwurfsvoll giftete meine Mutter gegen den Vater: »Da ist noch Familienleben.« Um 17 Uhr waren einige Nachbarn beim Nachbarn, weil sein Selbstgebrauter in der Siedlung als Tipp galt. Die Wohnung war gefüllt mit Männern wie eine gut florierende Kneipe. Spätestens um 18 Uhr waren deren Gassenhauer in unserer Wohnung zu hören: Anneliese, ach Anneliese ... »Hörst du, da ist noch Familienleben«, höhnte mein Vater jedes Jahr. Die Geschenke am Abend waren karg. Mein Bruder hatte im Betrieb aus einem Brett ein Holzpferdchen gesägt und es schwarzweiß angestrichen. Ein Bursche von nebenan bekam eine Eisenbahn aus Holz. Die wurde von den Eltern kurz nach Weihnachten im Kleiderschrank versteckt. Zum nächsten Heiligabend bekam der freundliche Junge sie erneut vom »Christkind«, aber anders gestrichen. Das merkte er mehrere Jahre nicht. Wir alle erzählten wenige Tage nach Weihnachten, wie schön das Fest der Liebe gewesen sei. Und dann kamen eines Tages vor der Mittagszeit zwei Polizisten und trugen im Triumph wie Indianer einen Skalp die Geräte davon, mit denen unser Nachbar den Schnaps gebraut hatte. Am ersten Feiertag arbeitete so mancher Vater, denn es gab doppelten Lohn, »richtiges Geld« hieß es. Einen Tag später trafen sich die Verwandten. Tante Mimi oder Meta galten als die ungekrönten Familienoberhäupter, ihre Wohnungen waren die Treffpunkte. Eine Tante konnte nur platt küren, mied den Knappschaftsarzt und ging zu der Heilprak-

tikerin Frau Kruse. Eine galt als besonders rabiat, deshalb wurde sie auch Obertante genannt. Bei der versammelten sich die Verwandten zu Kartoffelsalat mit Rindfleisch, Gurken und hart gekochten Eiern. Als Kampftrinker galten Onkel Max von der Zeche Shamrock in Herne und sein Konkurrent Onkel Norbert von der Hütte, der später deshalb Pfortner bei Krupp wurde, weil ihm der rechte Arm an einer Starkstromleitung »abhandengekommen war«. Nach seinen erklärenden Erzählungen muss »ganz früher« die Zeche Gneisenau ein Arbeiterparadies gewesen sein, wie die anderen maulen. Ein Onkel höhnte einmal, aus den meisten Schächten zögen verbrauchte Wetter nach über Tage, aber auf der Zeche Gneisenau sei das Weihrauch. Die Männer nutzten die Zeit der Vorbereitung des Essens für die Verkostung der verschiedensten Biersorten, wobei jeder schwor, seine Marke sei die beste. Thierbräu gegen Krone, Schlegel kontra DAB, Union als Glaubensbekenntnis vor Königs-Pilsner. Ein Dortmunder Junge las als ersten zusammenhängenden Text den Werbespruch an der Wand des Hauses gegenüber: Hansa-Pils, Hansa-Export – labt nach Arbeit und nach Sport. Wer in der Gaststätte ein Export wünschte, bestellte ein »Helles«.

Nach dem Essen gab es Doppelkorn, Aufgesetzten und Eierlikör aus eigener Produktion. Wobei die Frauen immer auf den Putz hauten, wie viele Eier darein gerührt worden seien, was die Männer in jedem Jahr erneut mit den alten Zoten bedachten, die wir Kinder aber nicht begriffen. Nur wenn die Frauen Swiniak oder altes Ferkel riefen, ahnten wir, das Gesagte war eine Sauerei. Als Prunkstücke der Frauen galten ihre Buttercremetorten. Nach dem Kaffee wurde erneut getankt, vor dem Kartoffelsalat mit Würstchen zum Abend kam es zu ersten Krächen unter den Männern.

Die Kinder wurden dann angeherrscht, sie möchten gefälligst mit den Geschenken vom Christkind spielen. Wenn jemand abrupt aufsprang, zu seiner Frau nur »komm« rief, dann waren wir sicher, mit diesem Verwandten würde erst wieder beim nächsten Treffen am zweiten Weihnachtsfeiertag in einem Jahr geredet.

Der Angriff

Der 15. Januar des Jahres 1945 war ein geradezu warmer Wintertag. Obwohl der Schnee fußhoch lag. Es blies fast kein Wind, denn der graudunkle Rauch aus den vielen Schornsteinen der Bergmannshäuser stieg fast kerzengerade in den Himmel.

An diesem 15. Januar des Jahres 1945 wurde auch mehrere Male Fliegeralarm gegeben, aber diese jeweilige Warnung war durch ihre Häufigkeit verharmlost worden. Im Rundfunk waren Bombenverbände über Zwolle angesagt. Zwolle, das Wort hörte ich auch so oft, Zwolle war ein Begriff für Einflugschneise geworden. Darunter stellte ich mir zuweilen ein großes Hornissennest vor, aus dem wütend surrend eiserne Hornissen mit Bomben in Richtung Ruhrgebiet starteten. Daß Zwolle eine niederländische Stadt war, das kam mir nicht in den Sinn; es hatte mir auch niemand erklärt.

Der Rundfunk sendete zu Zeiten von Fliegerangriffen kein Programm, so was mag in Südamerika üblich sein. Aus den Lautsprechern kam ununterbrochen Getrappse, so als übertrage man Pferdegeläuf und habe dabei die Höhen des Mikrofons zu stark eingestellt. Gelegentlich wurde das Getrappse gestoppt, dann kam eine nüchterne Frauenstimme und meldete den Anflug der eisernen Hornissen über Zwolle. So auch am 15. Januar 1945. Die nüchterne Frauenstimme kündigte »Luftangriffe feindlicher Bomberverbände« auf das Revier an. Was sagt uns der Begriff Revier? Unsere Heimatstadt lag am äußersten Rande des Kohlenpotts, folglich konnten mit Revier nur Essen oder Gelsenkirchen gemeint sein; und auf diese Städte warfen die eisernen Hornissen aus Zwolle täglich ihre stählerne Ladung ab.

Das sollte auch am 15. Januar 1945 nicht anders sein. »Kuck mal der Biermann, der läuft zum Bunker und will seinen Arsch retten.«

Mein Bruder hatte in der Haustür gestanden und hatte beobachtet, wie der Lehrer Biermann durch den fußhohen Schnee in Richtung Luftschutzbunker lief, der ungefähr fünfhundert Meter von unserer Siedlung entfernt lag. Der Biermann galt als katholisches Hasenherz, denn ihm war der Weg von seiner eigentlichen Lehrerwohnung zum Luftschutzbunker zu weit, so daß er sich bei uns in der Nähe ein Zimmer gemietet hatte, um eher in Sicherheit sein zu können. Meine Mutter, mein Bruder und ich standen auf dem obersten Absatz der drei Treppenstufen, die zu unserem Hausflur führten und lachten über den Biermann, der in der eigenartigen Körperhaltung eines alten und unспортlichen Mannes durch den Schnee lief.

Die Rundfunk-Frau sagte wieder etwas. »Schnauze«, rief mein Bruder plötzlich. Das sollte heißen: Ruhe, denn Ruhe hieß Schnauze. Ein kurzes Bellen des Wortes, von der Klanglage ein Imperativ. Mein Bruder hörte genauer hin.

»Die greifen uns an«, rief er. Fast synchron mit seinem Ausruf ging es los.

Ohne jedes Pfeifgeräusch setzten schlagartig die Detonationen ein. Sie waren ohrenbetäubend und überdeckten jeden anderen Laut. Die Erde zitterte, unser Haus schien zu stöhnen. Es schien sich zu winden in seinen Mauern. Wie mit Riesenfäusten schien jemand auf den Boden zu trommeln. Meine Mutter riß uns in den Keller. Wir waren allein, denn der Vater war bei der Flak in Brambauer und die meisten Nachbarn mit Biermann im Bunker.

Die Mutter nahm uns in die Arme. Sie winselte und weinte. Scheinbar direkt neben uns schlug es ein, mit einer Gewalt, die nicht zu beschreiben ist. Meine Mutter betete. Zum erstenmal in ihrem Leben hörte ich sie beten. Sie sprach zu einem Gott, von dem ich noch nie etwas gehört hatte. Sie bat ihn, uns zu verschonen. In

meiner Vorstellung schien dieser Gott noch gewaltiger zu sein als die Bomben. Als eine Form von Übergewalt schien er Gewalt über die Gewalt zu haben. Bombastische Größen taten sich in meiner Vorstellung auf. Das Haus stöhnte weiter. Ich meinte zu spüren, daß es auseinandergerissen werde. Ein übergroßer Riese schien durch die obersten Stockwerke des Hauses zu poltern. Alles schien er zu zerstören. Schlagartig war es ganz still. Wir hörten niemand wimmern, keinen Seufzer, keinen Wind, diese Stille wirkte unheimlich. Sie war angenehm schön. So als lasse ein rasender Schmerz plötzlich nach. Etwas Wohlgefälliges schien sich zu verbreiten.

Dieses Glücksgefühl der Stille mag nur ein bis zwei Minuten gedauert haben. Der tobende Zerstörer hatte nur Luft geholt. Er mag eingehalten haben, um sich den Schaden anzusehen, um dann aber noch gewaltiger zuzuschlagen. Wieder ohne jedes Pfeifgeräusch setzten die Detonationen ein. Die zweite Welle schien länger, gewaltiger, lauter, furchtbarer, wütender. Sogar die Atemluft schien man mit Detonationen zu zerstören. Dazwischen piffen die Bomben. Das Pfeifen hörte sich harmlos an, fast angenehm. Die Bomben schienen direkt über »unser« Haus zu pfeifen, um dann nach dem angenehmen Ton brutal laut zuzuschlagen.

Ohne jeden Übergang war dann wieder Pause.

»Raus hier.«

Meine Mutter stieß uns aus dem Keller, aus dem Haus, über den Hof hinter dem Haus. Ich sah entfernt die Kirche und die Schule, in die mein Bruder ging.

»Weiter, weiter«, die Mutter trieb uns vor sich her, auf die andere Seite des Hauses. Dort hatte man mit bergmännischen Sicherheiten einen Keller befestigt. Man hatte ihn abgestützt, so wie es die Väter achthundert Meter unter der Erde auch taten, um bei einem Einbruch zu überleben. So sollte es auch in dem Keller sein.

Wir waren mit den Nachbarn verfeindet. Wir eigentlich

nicht, nur die Eltern. Was die Kinder nie gekümmert hat. In diesen Keller wurden wir gestoßen. Zwei Nachbarinnen kauerten hier unter den Absicherungen. Frau Brendel und Frau Ley und der Nachbar Mackrodt. Gerade waren wir dort angelangt, da holte der Gewaltige zum dritten Schlag aus. Seine Zerstörungstechnik kannten wir inzwischen schon. Keine Warnung, betörend schönes Pfeifen, und dann der unheimliche Hammer Schlag. Eine Gewalt, die alles zerschlug: Haus und Blume, Mensch und Tier. Doch der dritte Totentanz hatte seine fürchterliche Wirkung verloren, weil wir zu mehreren waren und weil wir uns sicher glaubten. Weil wir die Angriffsstelle geortet hatten und weil der brutale Riese die anderen traf. Weil wir glaubten, er zerstöre eigentlich nur den Pütt, weniger die Menschen.

Nach dem dritten Atemzug machte die Gewalt Schluß. Sie schien sich verausgabt zu haben. Sie hatte alles zertreten und machte sich jetzt aus dem Staub. So als trolle man sich nach getaner Arbeit heimlich davon. Wobei man aber vorher noch befriedigt auf die Zerstörung gesehen hatte. Wieder über Zwolle? Ich weiß es nicht. Die Gewalt hatte die anderen erwischt, das erleichterte und machte ängstlich zugleich. Hat die Gewalt den Bunker getroffen? Hat der Biermann jetzt seinen Triumph? Ist den Männern auf der Zeche etwas passiert? Waren etwa Kinder unterwegs? Von dem Streit mit den Nachbarn war nichts mehr zu spüren. Der große Gewaltige aus der Luft hatte alle treffen wollen, das schien zu einigen.

Nach dem Abzug der Gewalt folgte das Gerücht. Ein Gerücht jagte das andere. Wo überall die Bomben lägen, was zerstört sei und so. Die Bomben hatten den Pütt treffen und zerstören wollen. Man hatte ihn aber zum größten Teil verfehlt und statt dessen den dahinterliegenden Stadtteil getroffen, die Wohnhäuser und die Straßen dort zerstört. Vom Pütt hatten die Bomben nur

den hinteren Teil der Anlagen, gewissermaßen den Arsch der Zeche getroffen. Frauen liefen aufgeregt durch die Straßen, einige schwangen sich auf ihr Fahrrad, denn es galt, die nächsten Verwandten aufzusuchen, die meist nur ein paar Straßen weiter wohnten. Die Gewalt hatte wahllos zugeschlagen. Nun galt es zu ordnen, wer und was getroffen und betroffen war.

Meine Mutter holte ihr Fahrrad aus dem Keller. Gemeinsam mit Hans Brendel, einem Nachbarjungen, fuhr sie zum Pütt. Es war der Nachmittag des 15. Januar 1945.

Sie hörten eingeschlossene Menschen wimmern. Menschen, die in den Kellern saßen, während das Haus über ihnen zerstört war. Sie sahen Männer in den Trümmern nach ihren Familienmitgliedern wühlen. Hans Brendel und meine Mutter sahen Pferde durch die Stadt rasen, in einem Galopp der Schmerzen, denn sie hatten aufgerissene Bäuche. Niemand hielt sie auf. Der Werkschutz erschoss sie dann. Wasser sprudelte aus den Leitungen und überflutete Straßen und Keller. Ich war wahnsinnig neugierig. Gern hätte ich mich über die Schauergeschichten selbst informiert. Sogar in der Kirche hatte es eingeschlagen. Den Pastor und ein paar seiner Getreuen hatte man aus den Trümmern gezogen. Das sei ein Zeichen dafür, daß es keinen Gott gebe, meinten die meisten. Warum hatte dieser Gott sein Haus zerstören lassen? Er könnte sein Haus nicht schonen, hatte der Pfarrer dann gesagt, den Gott habe strafen wollen. Dafür holte ihn die Gestapo ab, ließ ihn dann aber wieder laufen.

Ich durfte erst am 16. zusehen. Zusehen, wie die Menschen mit ihrer Lage fertig wurden. Ich sah die zerstörten Häuser und begriff dabei nicht, warum die Kamine meist noch herausragten. An der einen Straße zog man Menschen aus dem Keller. Einen Tag und eine Nacht

hatte man in den Trümmern gestochert. Die Menschen waren völlig verstaubt, sie wirkten grau und uralt, als sie aus den Kellerlöchern krochen. Die Menschen umarmten sich. »Das Leben hat sie wieder«, sagte ein Mann, der wie ich zugesehen hatte.

Wir kamen zu einer Brücke, über ihr war die Zechenbahn gefahren. Während des Angriffs hatte ein Mann Schutz unter der Brücke gesucht. Eine nicht besonders gezielt abgeworfene Bombe hatte ausgerechnet die Brücke voll getroffen und den Mann unter den Trümmern begraben. Als wir ankamen, beseitigte man gerade die Trümmer. Ein paar Menschen schauten zu. Russische Verschleppte erledigten diese Arbeit. Sie arbeiteten stoisch ruhig und abgestumpft, sie holten ihn heraus. Die russischen Gefangenen legten ihn auf einen Schlitten, über den Toten legten sie eine Art Pferdedecke. Der Mann war schwarzhaarig, denn ich sah das dunkle Haar, weil ein Teil des Kopfes zu sehen war. Der Tote lag bäuchlings auf dem Schlitten. Seine rechte Hand schliff über den Boden. Bei jeder Bodenwelle bewegte sie sich. Die Hand war schmutzig. Ob von den Trümmern, das vermochte ich nicht zu orten. Der Mann war verheiratet, denn ich sah seinen Ring, der an der schmutzigen Hand glänzte. Die Russen zogen den Schlitten weg, seine Hand legte niemand auf den Schlitten. Sie baumelte weiter über den Boden. Alle starrten auf diese schmutzige Hand, die über den Boden schleifte.

Meine Mutter weinte, die anderen Menschen auch. Die Russen piffen ein Lied, denn sie erledigten nur ihre »Zwangsarbeit«.

Das Kriegsende

...

Die Karwoche des Jahres 1945 hatte begonnen. Die alliierten Truppen waren nur noch fünfzehn Kilometer von unserem Ort entfernt. Karfreitag besetzten sie einen Vorort von O., drei Kilometer vom Stadtzentrum entfernt. Das Stadtzentrum von O. bildete die Kohlenzeche. Karsamstag machten die Aliierten Pause in dem Vorort. Vielleicht feierten sie schon Ostern.

An diesem Samstag kamen die Nachbarkinder und riefen: »Auf der Hochstraße hängt eine weiße Fahne.« Ganze Kinderrudel näherten sich dem Haus, tatsächlich, auf dem Dach hing ein weißes Bettlaken als weiße Fahne. Wir gröhlten. Die Frau in dem Haus lachte uns an. Ob für sie der Krieg zu Ende war? Einige Stunden später gab es auf der Hochstraße schon die zweite weiße Fahne. Es wirkte direkt ansteckend, und die Nachbarn in unserem Haus hielten daraufhin Rat. Eigentlich war gar keiner gegen eine weiße Fahne. Man überlegte aber, wie die Nazis reagieren könnten. »Scheiß auf die Nazis.« Nachbar Mackrodt drückte sich sehr präzise aus. »Wenn wir keine hissen, setzen uns die Amis so'n Ding aufs Haus.« Mit dem Ding meinte er ein Geschöß. Da man auf die Nazis im Grunde schon immer geschossen hatte, mußte ein Bettlaken her. Mein Vater hißte die weiße Fahne. Ich stand vor dem Haus auf der Straße. Er entfernte zunächst ein paar Dachziegel, dann befestigte er das Bettlaken an einer Holzlatte oben auf dem Dach. Wir hatten eine weiße Fahne. Er winkte zu uns hinunter. Eigentlich haben wir uns recht fröhlich gegeben.

Nur die Orts-Nazis wollten noch durchdrehen. Die Amerikaner hatten gefordert, daß auf dem Bunker eine weiße Fahne gehißt werde. Dann werde der Ort kampflös und unblutig eingenommen. Ob besoffen oder nicht, auf alle Fälle wollten die NS-Funktionäre das Hakenkreuztuch demonstrativ zeigen. In dem Bunker befanden sich viele Menschen.

Als ruchbar wurde, die Nazis wollten den Bunker sogar sprengen, machten einige Männer nicht mehr mit. Es waren Leute, die beim Werkschutz so eine Art bewaffnete Feuerwehr waren, denn sie allein hatten Waffen. Deshalb konnten sie auch Widerstand leisten. Völlig überraschend haben sie auf dem Gelände der Zeche und davor die verantwortlichen Nazis erschossen und sofort auf den Friedhof gebracht. Den Bürgermeister haben sie samt Uniform ins Loch geworfen.

»Draußen sind sie.« Mit diesen undramatischen Worten meines Vaters wurde ich am ersten Ostertag des Jahres 1945 geweckt. Es war noch sehr früh. Ostereier gab es nicht. Mit »draußen sind sie« waren die Amerikaner gemeint. Meine Mutter stieß die Blendläden an den Schlafzimmerfenstern auf, das graue Morgenlicht fiel ins Zimmer. Mir war bewußt, daß mit dem »draußen sind sie« eine wichtige Sache signalisiert wurde. In den letzten Jahren hatten sich die Erwachsenen an den Sommerabenden sehr oft darüber unterhalten, wann »der Tommy« hier sei. Oder daß der »Tommy« bald da sei, »die mit die platten Helme«. Und ohne Fanfarenstöße oder Flakgetöse oder Kampflärm waren sie dann da.

Ich war nicht aufgeregt, ich war mehr benommen in Erwartung. Wie mögen »die« wohl aussehen? Wie deutsche Menschen auch? Ich hatte überhaupt keine Vorstellungen von einem Amerikaner. Auf Bildern hatte ich einen spitzbärtigen Mann in einem Cut schon gesehen, aber so konnten die doch nicht aussehen, die die deutschen Soldaten so vor sich hertrieben. Gefangene Amerikaner oder »Tommys« hatte ich auch nie gesehen. Als ich aus dem Schlafzimmerfenster blickte, habe ich von denen nichts gesehen. Der Hof hinter dem Nachbarhaus war grau, beklemmend still wirkte dieser frühe Ostermorgen: es war niemand zu sehen, und doch wußte ich, daß alle Nachbarn bereits aufgewacht waren und daß irgendwo »Tommys« waren. Schlichen sie etwa mit

Messern um unser Haus.

Meine Mutter ließ mich vor das Haus. Zwei Häuser von unserem entfernt standen zwei Nachbarn am Straßenrand. Die übliche, gerade Straße, nichts war zu sehen. Dann endlich der erste Amerikaner. Ich war enttäuscht. Ein langer, hakennasiger Mann, er hatte eine bräunliche Uniform an und wirkte doch ganz unkriegerisch – er hatte nicht einmal einen Helm auf. Er trug eine Offiziersmütze. Der Mann wirkte frisch rasiert. Er stieg aus einem Jeep und besichtigte, ohne von uns Notiz zu nehmen, die Straßenecke. Tausend Jahre waren zu Ende.

Als Heinz Cichutek von butterweichen Flanken träumte

»Kuzorra-Schüler besiegten den Lehrmeister«, titelte am 6. Oktober 1947 eine rheinische Zeitung über den Spielbericht der Heimmiederlage von Schalke 04 gegen die Spielvereinigung Erkenschwick. Seit Einführung der Gauliga 1933 als höchste Klasse hatten die Gelsenkirchener nicht mehr zu Hause verloren.

»Alt-Meister« Schalke 04 war am 4. Oktober 1947 auf eigenem Geläuf von der aufstrebenden Elf aus Erkenschwick geschlagen worden. Jule Ludorf, damals in der Glanzzeit seines Fußballerlebens, über diese Epoche: »Horst-Emscher, Katernberg und Erkenschwick hatten technisch schon bessere und vor allen Dingen auch jüngere Mannschaften. Die meisten bis dahin weniger prominenten Kicker spielten schon Jahre zusammen und kannten sich im Spiel blind. Abwanderungen waren noch ziemlich unbekannt. Wir waren damals tatsächlich besser als Schalke 04.«

Die erste Heimmiederlage in der Oberliga West bezog die Elf um den Spitzenspieler Ernst Kuzorra an einem Samstag. An diesem Tag waren 25.000 Zuschauer in die wieder aufgebaute Glückauf-Kampfbahn gekommen. Die Fußnote dieser Niederlage auf Schalker Gelände: Ernst Kuzorra hatte dabei die Hand im Spiel. Von 1943 bis 1946 hatte er zusätzlich zu seinen Einsätzen für Schalke die Spielvereinigung Erkenschwick trainiert. An diesem 4. Oktober 1947, von dem Erkenschwicks Torwart Heinz Cichutek später sagte, es sei »ein herrlicher Herbsttag gewesen«, kam der Alt-Internationale in die Umkleidekabine der Stimberger. Die Erkenschwicker Spieler Jule Ludorf, Heinz Silvers und Franz Berger erinnerten sich 40 Jahre später übereinstimmend, dass er einen Trainingsanzug über-

gestreift hatte. Das war zur Reichsmark-Zeit eine auffällige Rarität. Ernst Kuzorra setzte sich auf eine Bank und soll gesagt haben: »Hört mal, Jungens, ihr habt da einen Mehrmann aufgestellt. Ich habe gehört, der ist nicht spielberechtigt, nehmt ihn raus.« Beratungen beim Gegner der Schalcker. Johann Smigielski, genannt »Janusch«, musste sich umziehen und durfte auflaufen. Mehrmann beteuerte, er sei spielberechtigt für die Erkenschwicker. Aber »Janusch« spielte.

»Wir standen von der ersten Minute an unter Druck«, wusste Kalli Matejka von dem historischen Ereignis zu berichten. Heinz Cichutek: »Die haben von Anfang an gefährlich unser Tor bestürmt. Aber die Schalcker haben mich warm geschossen ... Von dem Tibulski kamen 90 Minuten lang die Flanken. Sie wirkten immer butterweich, waren aber unwahrscheinlich scharf und hart geschossen. Davon habe ich später noch sehr oft in der Nacht geträumt.« Schiedsrichter Raspel aus Düsseldorf zeigte in der 32. Minute auf den Anstoßpunkt, Sigi Rachuba hatte das 0:1 für den Gast geschossen. Jule Ludorf: »Durch die Überlegenheit der Schalcker und deren Druck haben wir, so glaube ich, zum ersten Mal einen regelrechten Konterfußball gespielt, äh spielen müssen.« In der 64. Minute musste Schalkes Keeper Heini Kwiatkowski wieder einen Ball aus dem Netz holen. Nach Vorlage von Rachuba vollstreckte Ludorf. In der 76. Minute fiel, wie sich Erkenschwicker Spieler kollektiv erinnerten, aus einem »Gewühle heraus« durch Berni Klodt das 1:2. Für die überlasteten Abwehrspieler Smigielski, Heinemann, Sperl, Silvers, Berger und Lienhard wurden das die längsten 14 Minuten ihres Lebens. Ernst Kuzorra glaubte damals während des Anlaufens gegen das Erkenschwicker Tor, Heinz Cichutek habe vier Arme und sogar acht Hände. Deutschland feierte im Oktober 1947 die Spielvereini-

gung Erkenschwick. Der Spieler Mehrmann war tatsächlich für den Westfälischen Verband nicht zugelassen. Wenn da der Kuzorra nicht gewarnt hätte ...

Fußballergebnisse per Luftpost

Bedrückend langweilig konnten die Sonntage bei Auswärtsspielen unserer heimischen Elf sein. Noch gab es keine Live-Übertragungen und Konferenzschaltungen von Fußballspielen im Rundfunk, die Ergebnisse wurden erst in den Abendnachrichten gebracht. Fernsehgeräte waren unbekannt. Telefon hatte niemand privat. Aber Brieftauben gab es. Wer mit dem Fahrrad zu einem Auswärtsspiel nach Dortmund oder Horst-Emscher strampelte, hatte auf dem Gepäckträger einen Korb mit Tauben darin. Wer sich mal eine Busreise nach Köln leistete, nahm auch dabei seinen Korb mit Kröppern mit. Wir Kinder standen dann an diesen langweiligen Sonntagen ab 15 Uhr vor dem Haus, in dem Karl-Heinz Zawar mit seinen Eltern wohnte. Niemand nannte ihn Karl-Heinz, er hörte auf den Namen Fänna. Fänna Zawar war Taubenvater. Auch ein guter Züchter. Seine Vögel flogen ihm Gewinne ein, so dass er für das teure Futter nichts mehr aus der Lohntüte drauflegen musste. Wie die meisten im Ort war er Anhänger des Oberligisten aus unserer Heimatgemeinde. In dieser Zeit war die Oberliga Deutschlands höchste Fußballklasse. Nachbarn nahmen zu Auswärtsspielen seine Vögel mit. Fiel ein Tor auf des Gegners Platz, bekam das Tier ein winziges Zettelchen unter den Ring geschoben und wurde aus dem Zuschauerrang nach oben geworfen. Nervös flatterten die Tauben hoch und über das Spielfeld in Richtung Heimat. Dort saß Fänna Zawar abwartend in seinem Schlag unter dem Hausdach. Wir lungerten vor dem Bergmannshaus gegenüber an einem Lattenzaun und warteten ebenfalls. Wenn dann der erste Kröpper geflogen kam, wurden unsere halblauten Gespräche sofort auf Flüsterton gestellt. Kinderaugen verfolgten die Taube, die, stolz wirkend, trippelnd in dem Schlag verschwand. Sekunden später erschien Fänna Zawars runder Kopf,

der wie halslos auf dem Körper saß, in einem Dachfenster. Mit der einen Hand hielt er das Klappfenster hoch, die andere formte er zu einem Rohr, und er rief uns den Spielstand zu. Oft signalisierte schon sein Gesicht, wie es auf des Gegners Platz gerade stand. Sofort rannten die Blagen in die Wohnungen, wo die Eltern beim Kuchen saßen und dabei das Wunschkonzert im Radio hörten, die Meldung wurde hineinposaunt, danach liefen wir zurück und warteten wieder. Fänna Zawar blieb die Nachrichtenzentrale bis nach dem Schlusspiff ...

Der erste Arbeitstag

So früh mußte ich schon lange nicht mehr aufstehen. Um fünf Uhr am 3. April 1952 begann der erste Arbeitstag auf der Zeche. Ab heute war ich Berglehrling, Berufsziel: Bergmann. Den Berufswunsch hatte kaum jemand der rund achtzig Jungen.

Vor halb sechs verließ ich zusammen mit meinem Bruder die Wohnung, auch er arbeitete auf der Zeche und kannte sich aus, wo man sich melden mußte und so. Mit ihm durchschritt ich das Haupttor der Zeche, vorbei an dem Feuerwehrmann, der uns passieren ließ, so als wäre ich schon ein alter Bekannter. Gegen halb sechs war es am Tor sehr lebhaft, nicht fröhlich. Eine gebremste Emsigkeit, niemand eilte beschwingt zum Pütt.

Mein Bruder ging mit mir durch einen langen Flur, einen Flur, den ich vorher noch nie betreten hatte. Lohnhalle werden die auf allen Zechen gleichen Flure dieser Art genannt. Er hatte dunkle Fliesen am Boden, hellere bis zur Schulterhöhe an den Wänden, an der linken Seite der Flurhalle gläserne Schalter. Hier holt der Bergmann seine blecherne Markennummer bei Schichtbeginn ab, damit seine Anwesenheit registriert wird. Mein Bruder ging mit mir durch den langen Flur bis in eine Art Büro: Ein großer Raum mit schäbigen Schreibtischen und einer ungewöhnlich unpersönlichen Atmosphäre, die Schichtmeisterei. »Da bring' ich einen Neuen«, sagte er. »Name«, fragte ein großer, fast kahlköpfiger Mann. Er hatte eine Strickweste an, auffallend an ihm war sein Altherrenbauch. Ich nannte meinen Namen. »Du hast 495«, sagte er, dann schrieb er die Zahl auf einen Zettel. Von jetzt an war ich auf der Zeche diese Nummer. Im folgenden Jahr fragte fast nie jemand nach meinem Namen, nur die Nummer interessierte. »Geh rüber zur Lehrwerkstatt«, sagte er dann noch. »Ich zeig' es dir«, ergänzte mein Bruder. Mit »es« hatte er den Weg gemeint.

...

Vor einem alten Fördergebäude lagen riesige Steinhäufen, Ziegelsteine von Sprengungen, Abbrucharbeiten oder noch von ehemals zerbombten Gebäuden. »Steine klopfen müßt ihr«, sagte er. Steine klopfen hieß, mit einem Hammer, der zumindest ein spitzes Ende hatte, die Steine vom Mörtel zu befreien. Die so neu bearbeiteten Steine sollten noch einmal für einen Bau des Werkes gebraucht werden. Es saßen schon einige Lehrlinge dort. Vor sich hatten sie sauber geschichtet die bearbeiteten Steine liegen, ihre Leistung war leicht zu überschauen.

Wir bekamen je einen Hammer und suchten uns ein Brett. Sitzend wurden dann die Steine bearbeitet. Etwas entfernt saß der Alte zusammen mit einem anderen Meisterhauer, sie unterhielten sich. Sie saßen aber so weit entfernt, daß wir von dem Gespräch nichts hören konnten. Es war die Entfernung, die Aufseher von Strafgefangenen bei Feldarbeiten auch wahren.

Stein für Stein wurde bearbeitet, Stein für Stein, Stunde für Stunde. Der Hammer wurde immer schwerer. Es dauerte immer länger, bis ein Stein erneut gesäubert wurde. Um zwei Uhr kam die Erlösung, die Sirene rief. Schlagartig fielen die Hämmer zu Boden, alles strömte auf das Haus mit der Jugendkaue zu.

Mit einer beachtenswerten Eile schossen sie alle auf einen Mann zu, der mitten auf dem Hof stand. In der Hand hielt er die Blechmarken aller Lehrlinge. Er rief die Nummern aus, wer seine Blechmarke erhielt, durfte in die Kaue: Von jetzt an war die Arbeitszeit beendet. Die Hektik der Jungen zeigte, daß sie sich befreit fühlten. Jetzt war man für einen Nachmittag und einen Abend frei, am nächsten Tag auf ein Neues: Tag für Tag, Monat für Monat, Jahr für Jahr, bis man den Arsch zukneift. Daran dachten sie im Moment nicht. Es galt nun: Die Arbeit unter der Brause abspülen und doppelt befreit

nach dem Baden hinaus aus dem Werk: Erfrischt durch eine Dusche und das Gefühl, es für heute geschafft zu haben. Die Nummer 495 wurde ziemlich spät aufgerufen, so daß ich zu den Leuten zählte, die zuletzt in die Kaue kamen. Als ich durch die Tür kam, war ich geschockt. Was mein Bruder schon hänselnd angekündigt hatte, war Wirklichkeit.

Die meisten liefen nackt durch den Raum. Seit Jahren hatte mich kein Mensch mehr nackt gesehen, zuletzt vor Jahren die Familienmitglieder, wenn freitags in der Zinkwanne gebadet worden war. Aber das war schon Jahre her.

Andere Männer hatte ich noch nie nackt gesehen. Der Grad der Entwicklung war bei den Jungen noch sehr unterschiedlich, viele hatten noch nicht einmal Schamhaar. Es waren im Grunde noch Kinder, zumindest große kleine Jungen. Und andere, optisch erwachsen, männliches Imponiergehabe dominierte.

Die Länge des Schwanzes galt als Erfolg. Diejenigen mit Schamhaar trugen ihre Schwänze demonstrativ wie Säbel durch die Kaue, andere wiederum drehten sich so, daß immer angeblich rein zufällig der Hintern zu sehen war. Um Gottes willen, war das schrecklich.

Mein Haken befand sich in der äußersten Ecke des Raumes, ganz in der Nähe des Eingangs zu den Brausen. Ich überlegte erst, ob ich einfach weglaufen sollte, das ging aber nicht. Oder einfach nicht duschen? Raus aus dem Blaumann, hinein in den normalen Anzug und ab nach Hause? Doch ich war zu schmutzig. Neben mir gab es laute Unterhaltungen, Gelächter über irgendwelche Possen, die Arbeitskollegen betrachteten mich gar nicht.

Es blieb mir nichts anderes übrig, mit einer sehr starken Überwindung ließ ich die Unterhose herunter. Ich schlich an der Wand entlang, hinein in den Duschaum, in den Lärm und den Wasserdampf. Ich sah nur Leiber.

Ich drängte mich durch die Menge in die äußerste Ecke, an die letzte Dusche. Dort stellte ich mich so, daß man mich nur von hinten sehen konnte. Verstohlen sah ich den anderen auf den Schwanz und stellte Vergleiche an.

Ich blieb lange unter der Dusche, immer mit dem Rücken zu den anderen. Denn ich hatte darauf gesetzt, daß die meisten schon nach Hause seien, wenn ich von der Brause kam. Es war auch so. Die Jugendkaue war nur noch mäßig belegt, neben meinem Haken zogen sich nur noch einige andere Lehrlinge an. Ich war nicht fähig, aufzublicken und mich an den Unterhaltungen zu beteiligen, denn ich hörte gar nicht, was sie sagten oder riefen. Das spielte sich alles hinter einem Geräuschvorhang ab. Aber einen konnte ich nicht übersehen. Der lief besonders lange unangezogen durch den Raum, der zeigte sich, er wollte gesehen werden. Nach dem Motto: seht her, ich hab' den größten, was unbestritten schien.

Das Anziehen ging zunächst hastig, dann mechanisch, denn mir war die Peinlichkeit so nachhaltig in den Kopf gestiegen, daß ich die Bewegungen nicht mal mehr bewußt machen konnte. Es war nur noch eine Handvoll Jungen im Raum, als ich die Kaue verließ.

Das Haar war naß, frisch gescheitelt, ich fühlte mich aber nicht befreit und war auch nicht fröhlich wie die anderen. Ich war tief geschlagen. Ich fühlte mich mit einem ungewöhnlichen Gewicht auf dem Körper auf den Boden gedrückt, so daß ich keine Möglichkeit sah, wieder auf die Beine zu kommen.

Ich ging die wenigen Straßen hinauf und grüßte die einzelnen Nachbarn sehr verstört.

Als ich nach Hause kam, war der Tisch gedeckt. So wie es immer war, als Vater nach Hause gekommen war. Nach seinem Tod war es so, wenn mein Bruder von der Arbeit kam. Die Teller standen auf dem Tisch, die Suppe

dampfte, die Kartoffeln waren schon gar. Statt für einen war jetzt für zwei gedeckt. Ich setzte mich an den Tisch, löffelte die Suppe und sah nicht auf. Ich sah nur die Suppe, alles war wie hinter einem Schleier.
»Wie war's«, fragte mein Bruder.
»Da hau' ich ab. Da bleib' ich nicht«, das war meine Antwort. Und meine Mutter erzählte mir später, dabei seien mir die Tränen in die Salzkartoffeln gelaufen.

Aufklärung

»Die kleinen Kinder kommen hinten aus dem Arsch raus, wo denn sonst?« Die Frage konnten wir nicht beantworten. In der Gartenlaube saßen wir zu dritt, Hanni Schieder, Herbert Appel und ich. Es war ein Sommernachmittag, und wir waren zufällig zusammengekommen. Und zufällig kamen wir auch auf dieses Thema. Das Mädchen, das uns aufklärte, galt als frühreif. Die Hanni sei frühreif, hieß es immer, doch ich wußte nicht, was sie damit meinten. Hanni war ein Jahr älter als Herbert Appel und ich, an ihr war gewissermaßen schon alles dran. Unsere Gedanken drehten sich zu dieser Zeit oft um sexuelle Dinge. Wir wußten, daß es da irgendwas gab, wußten aber nichts Genaues.

Wer eine Schwester hatte, erzählte, wie es zwischen deren Beinen aussah, aber genau konnten wir uns darauf keinen Reim machen. Vielmehr beschäftigte uns, warum die Mädchen in die Hocke gingen, wenn sie mal mußten, denn es müßte doch eigentlich auch gehen, wenn sie einfach stehen blieben.

Hanni Schieder hatte einige Wochen zuvor eine Schwester bekommen. Wir alle hatten den dicken Bauch ihrer Mutter betrachtet, darüber gefeixt und gehört, da sei ein Kind drin. Wie kommt das da eigentlich wieder raus, das war die Frage, die uns beschäftigte, als Hanni von sich aus das Thema auf Sexualität gelenkt hatte. Wir hätten darüber nicht gesprochen, wenn sie nicht zielstrebig darauf zu erzählt hätte, denn mit Mädchen sprach man nicht über so was. Bestimmt auch, weil ja sowieso niemand Genaues wußte, und da wollte man sich nicht blamieren. Fest stand lediglich eins: Es gab einen wesentlichen Unterschied zwischen Frauen und Männern, das wußten wir und das sahen wir auch zuweilen. Aber mit dem Unterschied allein konnten wir nichts anfangen. Wir hatten auch in Erfahrung gebracht,

daß Kinderkriegen damit was zu tun haben muß. »Klapperstorch ist Quatsch«, hatte Hanni erklärt, »denn ich habe mitbekommen, was los war, als meine Mutter soweit war, Wasser haben sie heiß gemacht, und im Schlafzimmer hat die ganz schön gestöhnt.« Dann sei Hanni aus dem Haus gebracht worden.

Ein Kind ist im Bauch der Frau, es entsteht durch Liebe. Liebe machen Vater und Mutter, wenn niemand dabei ist. Und unten, da bekommen zumindest die Frauen Haare dran, das erklärte sie uns auch sehr selbstsicher. »Ich glaube, die Männer fassen auch da unten an«, sagte sie weiter. Genüßlich gab sie uns zu verstehen, daß sie genau wisse, daß da unten Haare wachsen, sie müsse es ja genau wissen. Wir verstanden, was sie meinte und bewunderten sie, weil sie so viel wußte und schon soweit war. Ungeklärt blieb, ob Männer auch Haare da bekommen. Obwohl aus der Lehrlingskaue bekannt war, daß es auch bei Männern eine Behaarung gab, erzählten wir nichts, weil wir fürchteten, sie könne nach Details fragen, und da wollten wir einem Mädchen nicht Rede und Antwort stehen. Irgendwas mußte es auf sich haben, daß es bei Männern oft steif wurde, ohne daß man was dafür konnte. Da konnten wir uns noch keinen Reim drauf machen, selbst Hanni wußte nichts Genaues darüber zu sagen. Fragen mochte sie auch niemand. Aber auf alle Fälle stand eines mit absoluter Sicherheit fest: Die Kinder kommen aus dem Arsch. Wir hatten uns lange und ausführlich über sexuelle Fragen unterhalten, jetzt wußten wir schon in etwa, wo es lang ging. Immer öfter kreisten die Gespräche um dieses Thema. Doch dann wurde uns durch Zufall der Blick erweitert. Von irgendwoher hatte einer eine FKK-Zeitung bekommen. Damit seine Eltern sie nicht fanden, hatte er sie im Hühnerstall versteckt. Zuweilen holte er sie aus dem Stall, wir beguckten die Bilder, aber wenn vorher gesichert war, daß kein Erwachsener in der Nähe war. Bei

den Frauen war ja gar nichts zu sehen, die hatten nur ein schwarzes Dreieck, das bestand aus Haaren, mehr war da nicht. Bei den Männern gab es auch Haare, und größer wurde er, wenn man älter wurde. Das hatten wir inzwischen aber schon selbst feststellen können.

Als ich eines Tages nach Hause kam, sah ich sofort, es war Mißstimmung. Ein ausgerissenes Foto aus der FKK-Zeitschrift hatte meine Mutter in meiner Jackentasche gefunden. Es war auf ein ganz kleines Format zerrissen worden, zu sehen war nur das Stück unterhalb des Nabels bis oberhalb der Knie. Aber zu sehen war gerade durch diesen Ausschnitt, daß es eine Frau war. »Das ist eine Sauerei«, tobte meine Mutter, »wo hast du solche Saublätter her?« Und ohne eine Antwort abzuwarten, hatte sie auch schon zugeschlagen. Natürlich erzählte ich ihr nicht, woher ich das Blatt hatte. »Wenn der Junge doch Wildwest-Hefte lesen würde«, rief sie. Das Thema wurde zunächst einmal durch Prügel tabuisiert, aber es konnte dadurch nicht unterdrückt werden. Es beschäftigte uns zu sehr.

An den Nachmittagen saßen wir oft zusammen und unterhielten uns darüber. Paul Droggel hatte die neuesten Erkenntnisse. Von Leuten von seiner Straße wisse er, daß die Jungen es bei den Mädchen reinsteckten. Es herrschte allgemeine Verblüffung. Ja, so sei das, mehrere auf der Straße machten das mit den Mädchen, und das sei sehr schön. Er selbst habe es noch nicht gemacht, aber er habe es so gehört. Und er wisse auch, wer das mache. Die Mädchen würden sich auf den Rücken legen, und der Junge stecke ihn da rein. »Und dann?« wurde er gefragt, »ja, das ist alles.«

Wir waren ungemein neugierig, aber doch etwas enttäuscht. Was soll da toll dran sein, ihn da reinzustecken? »Und wie weit geht er?« so die weitere Frage. »Bis auf den Knochen«, antwortete Paul Droggel scheinbar sachkundig. Das habe man ihm so erzählt. Auf dem

Knochen sei Schluß, weiter gehe es nicht. Selbstverständlich wisse er auch ein paar Mädchen, die das machten. Ob er sie nicht mal ansprechen könne, ob sie es auch mit uns machten. Er versprach es, kam aber nie mehr drauf zurück. Er hatte immer Ausreden: Mal hätten die Mädchen keine Zeit, dann traue er sich nicht, sie anzusprechen. So ging es weiter. Fast jedes Gespräch drehte sich um diesen verhältnismäßig einfachen Vorgang. Wenn wir eine schwangere Frau sahen, dann meinten wir, es müsse ihr doch peinlich sein, denn jeder wisse, daß sie diese Schweinerei schon gemacht habe. Sie könne sich da nicht mehr rausreden. Das müsse doch peinlich sein, gerade für eine Frau.

Unklar blieb, was daran schön sein sollte. Weil es niemand wußte, kamen die Gedanken und Gespräche immer wieder darauf, aber ohne endgültige Klärung.

Es bestand lediglich der Wunsch: das machen wir auch. Aber Mädchen dafür finden! Und überhaupt, ausge-rechnet vor einem Mädchen die Hose runterlassen? Das kann man doch nur machen, wenn es dunkel ist, wenn einen das Mädchen nicht sehen kann. Aber wenn es dunkel ist, dann sind die Mädchen schon in der Wohnung, sie werden dann doch von den Eltern nicht mehr 'rausgelassen. Es schien alles unlösbar. Wenn die Mädchen nicht wollen, dann zwingen wir sie einfach. Das war unsere Erkenntnis, als wir wieder einmal im Wald darüber sprachen. Es ist doch ganz einfach, hieß es, die nächste, die kommt, die ist dran. Wir sind doch genug Leute, die wird einfach festgehalten. Einer zieht den Rock hoch, einer zieht ihr die Hose aus, die anderen halten sie von hinten fest, und einer macht es dann mit ihr. Und der erzählt dann, wie es war.

»Also, die nächste, die kommt, einverstanden?« fragte einer. Wir waren einverstanden. Wer sollte uns schon schnappen, wenn wir uns so ein Mädchen genehmigten? Besonders dann, wenn die uns nicht kannte, wenn wir

alle zusammenhielten. Wir legten aber nicht fest, wer es machen sollte. Fest stand, sie wird von mehreren festgehalten und unten herum ausgezogen.

Wir warteten eine ziemlich lange Zeit auf dem Weg. Dann kam ein Mädchen, am Arm eine leere Milchkanne für Blaubeeren. Sie war ungefähr sechzehn Jahre alt, blond, trug einen blauen Rock, eine helle Bluse, hatte wippende Brüste. Das Mädchen kam langsam, aber sehr selbstsicher um die Wegbiegung. Ohne ihre Schritte zu verzögern, kam sie auf uns zu. Sie ging an uns vorbei, ohne die lechzende Truppe bewußt anzusehen, wir waren für sie gar nicht vorhanden. Als sie um die nächste Biegung mit langsamen Schritten verschwunden war, schwiegen wir noch lange. Keiner machte dem anderen Vorwürfe. Wieder hatten wir es verpaßt.

Während der Pausen bei der Arbeit oder während stiller Stunden im Betrieb sprachen wir auch darüber. Ein Jugendfußballspieler hatte besonderes Ansehen, »der Gunnar hat schon gefickt«, sagte man. Der wußte mehr, er sagte aber nichts darüber. Wenn wir ihn fragten, sagte er immer: »Das ist ne prima Sache«. Er schwieg sich genüßlich aus. Dann saßen wir auf einem großen Aschewagen, den wir entladen sollten. Dazu hatten wir aber viel Zeit, deshalb saßen wir mit unseren Schaufeln in der Sonne und sprachen darüber. Wer schon mal habe und wer noch nicht. Alle gaben zu, es noch nicht gemacht zu haben. »Wie geht denn das«, fragte einer von meinem Jahrgang hinüber, denn auf dem Wagen saßen auch welche vom zweiten Lehrjahr. Die wußten schon mehr, einige vom zweiten Lehrjahr hatten wohl schon.

Zu Mädchen sagte man nur Perle oder Alte. »Also ganz einfach«, erläuterte Peter Tauchert seinen Lauschern, »du schnappst dich die Alte, wenn sie auf dich steht, wenn sie scharf auf dich ist und mit dir geht. Also du schnappst se dich, wenn es dunkel ist und küßt sie.«

Das war eine völlig neue Erkenntnis. Eine Frau küssen? So von Mund zu Mund? Daß Sexualität mit Zärtlichkeit und Zuneigung verbunden war, war ein völlig neuer Aspekt, darüber war vorher nie gesprochen worden. Auch Peter Tauchert brachte das Küssen nicht als Zärtlichkeit ins Gespräch, lediglich als ein Element der Technik, der Technik der sogenannten Verführung.

»Kommt man denn da gut unten rein«, fragte einer aus meinem Lehrjahr zum Abschluß des Vortrags auf dem großen Aschewagen.

»Paß auf, Kleiner«, erläuterte Peter Tauchert grinsend, »gib ihm der Perle in die Hand, die weiß schon, wo sie ihn sich hinstecken soll.« Alle lachten laut auf den verschiedenen Aschewagen, so laut, daß es ein Meisterhauer gehört hatte und uns zwang, den Aschewagen schneller zu entladen, »Damit ihr nicht weiter auf blöde Gedanken kommt«, wie er noch sagte.

Hanni Schieder war die erste Frau, die mit mir das Thema Sexualität von sich aus besprochen hatte. Das allein war schon sehr reizvoll und aufregend, zumal sie sich nicht scheute, einige Dinge auch zu nennen, weil sie nämlich ganz ungeniert Arsch sagte.

Hanni Schieder lebte mit ihren Eltern und ihren jüngeren Brüdern und Schwestern einige Häuser weiter. Weil sie das älteste Kind war, mußte sie schon sehr früh im Haushalt mitarbeiten. Sie schrubbte den Flur, fegte aus, wusch das Geschirr ab und bereitete auch oft das Abendbrot vor, denn es gab bei den meisten Familien abends Brot mit Käse und Wurst aus der eigenen Schlachtung; dazu gab es Kaffee, den wir alle Muckefuck nannten. Richtiger Kaffee war schwarzer Kaffee, den tranken aber nur die Erwachsenen, und auch nur dann, wenn sie sich besonders wohl fühlten oder sich zu besonderen Anlässen zusammensetzten. Als wir Jungen uns des Nachmittags auf der Straße beschäftigten und so

redeten, da mußte Hanni Schieder die Flur- und Schlafzimmerfenster der Wohnung putzen. Schieders wohnten Parterre, da konnte sie sich sowohl von innen als auch von außen gefahrlos auf die Fensterbänke stellen und mit einem nassen Lappen die Fenster säubern. Vorher muß sie im Flur des Hauses noch den Kunstläufer ausgeklopft haben, denn der Teppichklopfer stand neben der Haustür gelehnt. Ich sah den Teppichklopfer und wollte Hanni Schieder damit erschrecken. Lautlos schlich ich mich bis zu der Haustür, nahm geräuschlos den Klopfer an mich und tastete mich an der Wand entlang zu dem Fenster, auf dessen äußerem Sims das Mädchen stand und es putzte. Die Fenster in der Parterre waren knapp zwei Meter über dem Erdboden. Hanni Schieder stand breitbeinig auf dem Fenstersims, mit der linken Hand hielt sie sich an dem Fensterkreuz fest, mit der rechten Hand wusch sie die Scheiben. Der Eimer stand rechts neben dem Mädchen, ebenfalls auf der steinernen Fensterbank. Ich wollte ihr mit dem Teppichklopfer überraschend auf den Hintern schlagen und sie somit erschrecken, vielleicht fiel dabei der Eimer hinunter. Als ich mich in gebückter Stellung der Putzerin genähert hatte und nach oben sah, blickte ich direkt zwischen ihre gespreizten Beine. Sie hatte keine Hose an, vor Überraschung konnte ich nicht einmal genau hinsehen. Ich sah, daß Hanni Schieder stark behaart war, und stellte noch fest, daß es zwischen ihren Beinen rötlich aussah.

Unbehaart hatte ich das bei kleinen Mädchen schon gesehen, aber noch nicht bei einer Frau und auch nicht aus einer solchen Perspektive und dazu noch so unvorbereitet. Sekundenlang hielt ich den Teppichklopfer, ich hatte nicht das Bedürfnis oder die Lust, intensiv zwischen ihre Beine zu schauen. Was sie hatte, wirkte durchaus nicht anziehend auf mich, zudem fürchtete ich wohl gleichzeitig, von ihr entdeckt zu werden. Sie

könnte glauben, ich hätte mich angeschlichen, um unter ihren Rock zu schauen. Hanni Schieder pfiff während ihrer Arbeit, der weite Rock wippte vor und zurück, mit einem Bruchteil von Verspätung ihrer Putzbewegung folgend.

Ich schlich so lautlos zurück, wie ich gekommen war. Hanni Schieder hatte nichts bemerkt, mich hatte die Erfahrung sehr unsicher gemacht. Als ich in den nächsten Tagen dem Nachbarmädchen begegnete, wich ich ihr aus. Die Sache war mir peinlich, und ich fand es durchaus nicht anziehend, genau zu wissen, wie es zwischen ihren Frauenbeinen aussah.

Am Leseband

...

Ich wurde an verschiedenen Arbeitsplätzen eingesetzt. Druckposten waren selten darunter. Meist war ich zu irgendwelchen Arbeiten eingeteilt worden, bei denen man mit der Schuppe arbeiten mußte. Eine Halde wurde abgetragen, oder ein Weg planiert, das waren geisttötende Arbeiten. Da gingen die Stunden einfach nicht um, unser Ziel stand schon am frühen Morgen fest: so schnell wie möglich den Feierabend erreichen. In der Frühstückspause hieß es oft: »Jetzt müßte es einen ganz lauten Knall geben und es müßte halb drei sein«, Feierabend also. Einmal bekam ich während der Lehrzeit über Tage zu spüren, wie machtlos man gegen Schikanen ist. Während der Lehrzeit arbeiteten die angehenden Bergmänner einige Wochen in einer Schreinerei, in der Schmiede und in der Schlosserei. So war es erstrebenswert, die Zeit in den Werkstätten möglichst in den Wintertagen zugeschlagen zu bekommen. Es war nicht gut, während der kalten und regnerischen Zeit draußen arbeiten zu müssen.

Ich kam während der Sommertage in die Werkstätten, zunächst in die Schreinerei. Die Schreinerei war besonders beliebt bei den Lehrlingen, weil der Meister ein angenehmer Mann war und weil die Arbeit deshalb schön sein sollte. Mir gefiel die Arbeit nicht. Die Atmosphäre war gut in der Schreinerei, der Meister ein angenehmer Typ, nachsichtig, einsichtig, angenehm in der Art seiner Menschenführung. Aber mir lag handwerkliche Arbeit nicht. Ich hatte kein Geschick, ich war nicht begabt auf diesem Sektor. Fast alles mißlang, nichts gewann mein Interesse. Was vielen Jungen Spaß machte, ließ mich kalt.

Es war trotzdem nicht die schlimmste Zeit, die kam noch. Ich wurde sogar gewarnt. Der Schlossermeister mochte mich nicht, er mochte keine Menschen, die

Gegenfragen stellten oder eine Meinung äußerten, die mit seiner nicht identisch war. Ich war unvorsichtig nicht zu verbergen, daß ich zu einigen Dingen Meinungen hatte. Was dem Schreinermeister geradezu imponierte, haßte der Schlossermeister.

Als ich wenige Tage vor meinem Wechsel in die Schlosserei mit dem Schreinermeister zufällig allein in der Meisterstube war, sagte er plötzlich halblaut, ohne mich anzusehen: »Sei vorsichtig, Junge, drüben in der Schlosserei kannst du dein blaues Wunder erleben. Der Meister hat dich gefressen.«

Eigentlich hatte ich es geahnt, ich spürte auch, daß der Schreinermeister weit ging, weil er mir das sogar sagte. Ein beängstigender Druck legte sich auf meine Brust. Sagen konnte ich es keinem, denn ich konnte den Schreinermeister nicht in die Pfanne hauen. Die Warnung hatte mich eingeschüchtert. Ich wollte mir in der Schlosserei keine Blöße geben, keine Schwäche zeigen, ich wollte sogar versuchen, mit dem Meister auszukommen. Doch dazu hatte ich keine Chance, er suchte erst gar nicht das Gespräch mit mir. Ich meinerseits fand dann auch nicht den Weg zu ihm. Wir hatten uns von der ersten Sekunde an nichts zu sagen. Es war beachtlich, daß zwei Menschen so konsequent und absolut nichts miteinander anfangen konnten, aber er war der Stärkere. Aus dem Wege gehen konnten wir uns nicht, er spielte dann seine Stärke auch aus. Die Stärke bestand in dem Recht der Anweisung, gegen seine Anweisungen gab es keine Möglichkeit des Einspruchs. Die Bewertung der Arbeit lag auch allein bei ihm. Wenn er eine Arbeit nicht gut fand, mußte ich sie wiederholen. Er fand nichts gut. Wenn er eine Arbeit als schlecht einstufte, dann gab es keine Einspruchsmöglichkeit. Er konnte jede Schikane damit begründen, daß die Arbeit nicht gut war. Die Arbeiten wurden auch unter dieser Anspannung nicht mehr gut, sie wurden immer schlechter, ich machte

Fehler. Magenschmerzen setzten ein, Schlaflosigkeit, Appetitlosigkeit, Sodbrennen. Und er ließ mich mit einer beachtlichen Härte die Werkstatt ausfegen oder irgendwelche anderen Strafarbeiten ausführen. Wochenlang mußte ich feilen. Kein Lehrling in der Werkstatt mußte das so lange. Es war nie gut genug gefeilt worden. Morgens wurde ein Eisenstück in den Schraubstock gespannt, und dann mußten millimeterweise die Flächen glatt gefeilt werden. In gebeugter Haltung, acht Stunden lang, bei einer halben Stunde Pause. Tag für Tag. Die Finger schmerzten von der ständigen Krümmung, sie mußten ja die Feile auf das Eisen drücken. Fast stündlich kam er an den Schraubstock, er blickte mir über die Schulter, dann drückte er mich wortlos zur Seite und stellte sich vor den Schraubstock. Er befühlte mit den Fingern das Eisen, bückte sich mal, um die Fläche in Augenhöhe zu betrachten, dann ging er wortlos weiter. Er sagte nie etwas. Wir sprachen nicht miteinander. Wenn er wegging, dann huschte ein ganz leises höhnisches Grinsen über sein Gesicht, es huschte nur. Auf einem Foto wäre es nicht festzuhalten gewesen, man sah es kaum, dieses Lächeln spürte ich nur.

Eigentlich war ich überrascht, daß mir der Mensch trotz dieser Schikane gleichgültig blieb. Ich hatte kaum Rachegeanken, wie bei anderen Vorgesetzten: Heute nacht schlage ich dich zusammen, überfalle ich dich, schlage dich von hinten nieder. Diese Art Jungenrache empfand ich bei ihm nicht.

Ich grüßte ihn nicht mehr, nicht auf der Straße, nicht in der Werkstatt, ich übersah ihn. Traf ich ihn außerhalb des Betriebsgeländes, dann fühlte ich, daß ich grinste. Ganz dünn nur, aber nach dem Motto: Mich kriegst du nicht klein. Denn die Zeit unter ihm war begrenzt, dann war ich nicht mehr in seinem Machtbereich. Er sehe mich dann täglich, weil ich an der Werkstatt vorbei mußte, in die Jugendkave. Unsere Wege würden sich

weiter kreuzen. Aber dann könnte ich grinsen, durch ihn so hindurchsehen, daß er es auch spürte, es aber nicht beweisen könnte. Wenn er mich beschuldigen würde, ihn nicht begrüßt zu haben, würde ich behaupten, ich hätte ihn begrüßt. Er hätte das Gegenteil beweisen müssen, er hätte es nicht gekonnt. Das muß er genauso gesehen haben, denn er beschwerte sich nie, daß ich als Lehrling nicht grüßte. Einmal nur verlor er die Nerven. Da schrie er mich in der Werkstatt an, alle hörten zu. »Dich krieg ich klein«, hatte er geschrien. Ich konnte nichts machen, nur ihn ansehen, das konnte ich. Er muß dann gemerkt haben, daß er mit dem Wort kleinkriegen zuviel gesagt hatte, denn er beendete sein Geschimpfe plötzlich. Dann verschwand er in der Meisterbude. Dort muß er weiter gewettert haben, denn er war dunkelrot im Gesicht und sprach heftig. Durch ein Glasfenster konnte es jeder sehen. Aber hören konnte man nichts. Die anderen Meister, der aus der Schmiede und der aus der Schreinerei, sahen einige Male zu mir hin. Das bewies, daß sie über mich sprachen; zumindest er. »Hör doch auf«, riet mir ein Klassenkollege aus der Berufsschule. Als ich zurückfragte, was, wußte er keine Antwort. Offen war der Konflikt nie, deshalb wußte der Klassenkollege auch nicht zu sagen, womit ich aufhören sollte.

Es wurde eine Frage der Zeit. Schaffe ich die Monate, ohne durchzudrehen? Und für ihn galt es: Krieg ich ihn in der Zeit klein? Wobei er vielleicht keine genaue Vorstellung davon hatte, wie das konkret aussehen würde: dieses Kleinkriegen. Und ich wußte auch nicht, wie es ausgesehen hätte, wenn ich zu Kreuze gekrochen wäre. Wenn einer kleingemacht werden sollte, dann sagte meine Mutter immer: der frißt mir Zwiebeln aus der Hand. Das wäre hier nicht möglich gewesen.

Mit Magenschmerzen und körperlichen Leiden überstand ich die Zeit. Ich hatte bis zum Schluß die niedrigsten Arbeiten machen müssen. Nur über das Nötigste haben wir gesprochen. Er kam nicht umhin, mir einige Dinge erklären zu müssen, dazu war er verpflichtet. Wenn er zu mir sprach, dann leise, an mir vorbeisehend, aus dem Fenster blickend. Wenn der obligatorische Schlußsatz kam: »Noch eine Frage?« dann hatte ich nie eine. Mir fiel keine ein. Denn er hatte mir jedes Interesse an der Arbeit in der Schlosserei zutiefst versaut. Noch heute habe ich Schweißausbrüche, wenn ich eine Schlossereiwerkstatt betreten muß.

...

Nach der Zeit in der Schlosserwerkstatt kam ich an das Leseband. Dort hatte mein Vater viele Jahre arbeiten müssen. Es war eine ungeliebte Arbeitsstelle, denn hier wurden die Steine aus der Kohle gesucht. Kranke, nicht voll einsatzfähige Bergleute und Berglehrlinge mußten am Leseband arbeiten. Oberhalb der vier Bänder wurden die Wagen mit Kohlen und Steinen entleert, dann kamen Kohle und Steine über ein gleichmäßig laufendes metallenes Band. Die Steine wurden herausgesucht, sie wurden nach hinten in Trichter geworfen. Die Kohle lief dann nach unten durch, direkt in die Eisenbahnwaggons, die am Ende des Bandes standen. Rechts und links am Band standen die Arbeiter, klaubend über das Band gebeugt. Hin und wieder gab es Förderpannen, dann standen die Bänder still, alle freuten sich. Die Vorgesetzten jammerten dann: das koste dem Pütt viel Geld. Das kümmerte uns einen Dreck, Hauptsache, es gab mal Ruhe. Es war ja nicht unser Pütt, sollte er doch seinen Schaden haben.

...

Unter Tage

Mir war klar, daß ich bei Antritt der Lehre in diesem Beruf auch einmal unter Tage arbeiten müßte. So ganz unten außerhalb unseres Ortes, achthundert Meter tief in völliger Dunkelheit. Gefühle zwischen Angst und Abenteuer machten sich breit. Doch die Gedanken über die Arbeit unter Tage habe ich so verschoben wie die Vorstellungen über den eigenen Tod. Irgendwann mußt du mal runter wie der Vater, aber vielleicht brauchst du nicht runter, weil irgendwas passiert. Was passieren konnte, wußte ich nicht, aber vielleicht ...

Angst hatte ich, das war unumstritten. Die Angst wurde auch genährt, weil keine konkreten Vorstellungen vorhanden waren. In einem Ausbildungsraum war eine Strecke eines Luftschutzbunkers so ausgebaut worden, wie unter Tage die Fahrstrecken für die Kohlenzüge. Aber die konnte nie eingedrückt werden, denn die Strecke war nicht echt. Mit dem Lehrer waren wir auch mal in das Bergbaumuseum nach Bochum gefahren. Doch das hatte allen Spaß und keine Angst gemacht. Das war ja nicht echt. Aus dem Bergbaumuseum hatte man noch nie einen Toten geborgen. Da war noch nie ein Mensch tödlich verunglückt, so wie einige Väter von Nachbarkindern oder mein Onkel Franz. Den hat man nicht einmal mehr aus der Grube als toten Bergmann holen können, so hatte es dort gebrannt.

...

Da wollte ich nicht hinunter, nein, das wollte ich absolut nicht. So schnell nicht. Sicherlich war ich gar nicht tauglich für die Grube und gar nicht stark genug. Bestimmt war ich nicht gesund, kränklich und zu schwach. Natürlich, ich war krank, sofort fühlte ich es. Es stand nicht gut mit meiner Gesundheit. War ich nicht immer auffallend blaß? Das muß ein Arzt doch sehen. Ich meldete mich mit einigen anderen Jugendlichen

beim Werksarzt, bei jenem Arzt, der die Einstellungsuntersuchung vorgenommen hatte. Der Werksarzt residierte in einer alten Baracke, die Baracke befand sich innerhalb des Werksgeländes. In ihr wurden Reihenuntersuchungen vorgenommen und leichtere Verletzungen sofort behandelt, schwere Fälle kamen ins Krankenhaus.

Der Werksarzt war ungehalten zu uns, geradezu unfreundlich. »Was wollt ihr denn?« herrschte er das kleine Häuflein verschüchterter Berglehrlinge an. Einer faßte den Mut und sagte: »Wir möchten wissen, ob wir überhaupt tauglich sind für unter Tage.«

»Das kommt mir gerade richtig, das ist ja schön«, wettete er.

»Vor einem Jahr wurde ich noch von euren Eltern beknet, daß ihr überhaupt hier genommen werdet. Da wolltet ihr alle wegen des Geldes auf der Zeche anfangen, jetzt, wo ihr auf der Zeche seid, jetzt steht es mit einem Mal nicht mehr gut mit der Gesundheit, kommt gar nicht in Frage.« Damit stand im Grunde seine Diagnose fest. Wir hätten wieder gehen und ihn beim Betriebsrat ablehnen sollen wegen dieser Äußerung. Doch wir waren nicht clever, nicht gebildet genug, und deshalb auch zu wenig selbstbewußt.

Wir blieben einfach in der Praxis stehen und warteten auf seine weiteren Kommandos.

»Dann zieht mal die Hemden aus«, sagte er nach der Beendigung seiner Schimpfkanonade. Wir zogen unsere Hemden aus. Mit nackten Oberkörpern standen wir in einer Reihe, schweigend, betroffen, eingeschüchtert und ohne Hoffnung, aus dem Entscheid, nach unten zu müssen, wieder herauszukommen.

Er betastete mich ein wenig grob, wie ich fand. Er knuffte mich mehr, als daß er mich befühlte. »Ist doch nichts, ist doch nichts«, sagte er immer wieder vorwurfsvoll, so als sei ich schuldig, gesund zu sein. Oder

auch umgekehrt: als täte ich krank zu sein, wo ich doch gesund war. Es war eine unangenehme Situation.

»Einatmen, ausatmen«, die üblichen Anweisungen.

»Huste mal.« Erneut machte er mir Vorwürfe, daß ich gesund sei. Als wir nach einiger Zeit verduzt vor der Baracke standen, sagte einer: »Der hätte uns auch tauglich geschrieben, wenn wir im Sarg gelegen hätten.« Was blieb uns anderes übrig, als Witze zu machen? Gegen den hohen Herrn waren wir machtlos. Als wir betroffen ins Hauptgebäude der Zeche zurückgingen, überholte er uns in seinem Mercedes. Wir hatten ihn vielleicht sogar an seinem pünktlichen Feierabend gehindert.

Das Urteil war unumstößlich gefällt, wir mußten in die Grube, und das nach knapp einjähriger Tätigkeit über Tage. Am letzten Tag des Vormonats mußten wir unsere Sachen packen und in jene große Kaue umziehen, wo die richtigen Bergleute duschten. Zwar waren wir von denen noch räumlich abgeteilt, aber wir waren dem Akkord schon näher gekommen: Räumlich und zeitlich. Mir wurde erneut und hart bewußt, daß der Entschluß, in den Bergbau gehen zu müssen, eine falsche Entscheidung war. Aber im Grunde hatte ich nie eine Entscheidung fällen können, die Entscheidung war gar keine Entscheidung. Unser oberster Ausbilder war jetzt ein Steiger. Von dem hatten wir schon gehört, daß er groß, magenkrank, sehr mager sei und gebeugt ginge. Er hatte den Spitznamen Sägebügel, weil die Holzbügel über den Sägen ja auch gekrümmt waren. Steiger Sägebügel verschrieb uns am Tag vor der ersten Grubenfahrt unser Werkzeug und die Arbeitskleidung.

Dazu gehörte ein Helm, ein paar Grubenschuhe, Knieschoner, damit wir über den Boden rutschen konnten ein Arschleder. Von dem Arschleder wurde auch gesungen: »Die Bergleute sein kreuzbrave Leute, denn sie tragen das Leder vor dem Arsch bei der Nacht.« Ich ging

an einen Schalter, hinter dem der Steiger Sägebügel saß. Er nahm einen rötlichen Zettel zur Hand, die von ihm darauf eingetragenen Werkzeuge und Kleidungsstücke sollte ich dann im Magazin des Betriebes bekommen.

»Was soll ich aufschreiben?« fragte er.

»Helm.«

Er schrieb, dann blickte er mich an.

»Grubenschuhe.«

Er schrieb.

»Handschuhe.«

Er schrieb.

»Knieschoner.«

Er schrieb erneut, dann blickte er mich wieder an. Es war für mich eine ungewöhnlich peinliche Situation. Was sagt man, wenn man ein Arschleder haben will, doch nicht etwa Arschleder, zumindest nicht zum Steiger.

»Ist das alles?« fragte er.

»Tja ...«

»Moment«, sagte er, als er die Posten auf dem roten Zettel überflogen hatte, »das Arschleder fehlt ja noch.« Und dann schrieb er das Wort aus: Arschleder. Die Kleidung für die Arbeit unten erhielt ich dann aus dem Magazin. Am anderen Tag ging es das erste Mal in die Grube. Normalerweise fährt man dreißig Jahre lang runter, nur unterbrochen von Urlauben, die einem die Rückkehr so schwer machen. Gelegentlich auch unterbrochen von Krankheiten, über die man sich als Jungeselle freute, wenn sie nicht zu ernst zu nehmen waren, weil man dann nicht runter mußte. Viele ärgerten sich auch, wenn sie krank waren, weil dann die Prämie futsch war und das Krankengeld wegen der geplanten Anschaffung oder wegen der Ratenzahlungen nicht ausreichte. Dreißig bis fünfunddreißig Jahre geht es dann so runter. Wenn man dann mit Steinstaublunge und nur ein paar verkrümmten Gliedern Schluß machen kann, dann hat man Glück gehabt, denn viele schafften

die dreißig bis fünfunddreißig Jahre gar nicht, die einen gingen vorher hops, kamen um, oder mußten mit zu kleinen Renten aufgeben.

Die Montur wurde angelegt: Helm auf, ein merkwürdiges Gefühl. Das Arschleder wurde umgegurtet, ich kam mir dabei sehr männlich vor, wie ein Frontkämpfer, so richtig kampfbereit. Ein gar nicht so schlechtes Gefühl, wenn man die Kaue in dieser Montur verließ und sich zum Schacht begab. Unterwegs wurde die schwere Handlampe noch von der Lampenbude geholt, dann ging es zur Einfahrt. Nach einer kurzen Wartezeit ging es in den Korb, außerhalb des Bergbaus würde man den Korb einen Fahrstuhl nennen. Ein Drahtgeflecht wurde vor uns heruntergelassen, das eiserne Tor zugeschoben, dann setzte sich der Korb mit einem leichten Ruck abwärts in Bewegung. Kurz sah man noch einmal das Tageslicht, dann senkte er sich in die Dunkelheit, tauchte unter. Die Bergleute auf dem Korb schwiegen, sie hingen ihren Gedanken nach. Der Korb schoß an einem Licht vorbei, es war die Siebenhundert-Meter-Sohle. Weiter ging es in der Dunkelheit abwärts, es kam die Achthundert-Meter-Sohle. Nach dieser Ankunft waren wir noch nicht an unserem Arbeitsplatz. Lehrlinge, die schon länger unten waren, führten uns durch die halbdunklen Strecken zu einem Zug mit leeren Loren. Darin sollten wir uns setzen, der führte uns zu dem Lehrstreb, sagten sie. Tatsächlich, nach einigen Minuten setzte sich der Zug in Bewegung, er fuhr in Richtung Dunkelheit. Gelegentlich tauchte ein dünnes Licht auf, Signale, Hinweislampen, er ratterte weiter durch die Strecken, von denen eine angenehme Wärme ausging. Weniger angenehm wirkte der Geruch, es roch leicht modrig. Offensichtlich von dem Holz, mit dem die Strecken verkleidet waren. Ein leichter Grabgeruch war das, wie ich empfand.

Ich wünschte mir, der Zug würde die ganzen acht Stunden so fahren, obwohl es in ihm zugegeben nicht sehr bequem war. Wir saßen auf kleinen Brettern zu viert in einem leeren Wagen. Wer kein Brett in der Nähe des Schachtes gefunden hatte, der saß auf seiner Grubenlampe. Ich war bereit, die Unbequemlichkeit der Fahrt acht Stunden in Kauf zu nehmen, denn die Arbeit vor Ort konnte nur schlimm sein. Ich kannte niemand, der über Tage behauptet hatte, unter Tage sei es angenehm. Viele meinten, unter Tage könnte man zwar nicht so kontrolliert werden wie über Tage – es könne sich niemand heimlich nähern, denn man sehe sein Licht –, aber die Arbeit an sich war schwerer und ungesunder unter Tage.

Nach einer, wie ich meinte, verhältnismäßig langen Fahrt war der Zug am Lehrrevier angekommen. Wie einst zu Beginn der Arbeit über Tage, so war es auch hier unter Tage: Die Jungen saßen zunächst wie die Schwalben auf dem Draht, auf einem dicken Rohr, und warteten, bis sie in unterschiedlich kleinen Gruppen zu irgendwelchen Arbeiten eingeteilt wurden. Die Einteilung nahm der Steiger Sägebügel vor. Auch unten war es wie oben: die letzten bissen die Hunde, wer übrigblieb, der mußte »vor Kohle«. Der mußte in den kleinen Streb und zusammen mit einem Lehrling, der schon länger unten war, »Kohle machen«. »Kohle machen« hieß praktisch, mit einem Preßlufthammer die Kohle lösen. Der jüngere Lehrling mußte die Kohle mit der Schüppe, auf den Knien sitzend, in eine blecherne Rutsche befördern. Die Rutsche bewegte sich rhythmisch, deshalb hieß sie Schüttelrutsche. Mich hatte es gleich voll erwischt: vor Kohle. Ein sogenannter Meisterhauer betreute eine Gruppe, er erläuterte zunächst die Lichtsignale, und dann ging es ab, einen kleinen Schacht hoch. Dann ging es durch eine Strecke. Mir brach der Schweiß aus, die Luft war verbraucht und dünn. Das Tragen von Geräten

wurde schwerer, der Schweiß lief in die Schuhe, am Ende der Strecke befand sich der Streb. Er war vielleicht fünfundsiebzig Zentimeter hoch, mit Holz vor Einstürzen gestützt, nicht gerade einladend, sargeng. Bücken, hinein, auf dem Hintern rutschend ging es rasch nach unten. Der Meisterhauer zeigte, welche Kohlenwand von uns zu bearbeiten war, von dieser Lampe bis zu jener. Die Kohle wirkte ganz sympathisch, sie schien weich zu sein, weil die Kohlenwand nicht steinern war.

Es gab einige Lichtsignale, die ich gar nicht so schnell verfolgen konnte. Dann setzte sich die Schüttelrutsche in Bewegung. Sie war laut, aufdringlich und wirkte einschüchternd. Zwischen der Schüttelrutsche und der Kohle befanden sich vielleicht Freiräume von zwanzig Zentimetern, das war unser Arbeitsplatz. Mein Kollege arbeitete mit dem lauten Preßlufthammer, die Kohle fiel seitlich von ihm in den Freiraum, ich mußte sie dann mit einer kurzstieligen Schuppe in die Rutsche befördern. Ich hatte erhebliche Schwierigkeiten, die Kohle kam atemberaubend schnell. Da ich Linkshänder bin, hatte ich zusätzliche Schwierigkeiten.

Ich mußte die Kohle gewissermaßen über die Körperachse von rechts nach links in die Schüttelrutsche bringen. Und das über mehrere Stunden. Die Luft war feucht, sie nahm keinen Schweiß auf, der Schweiß blieb am Körper, lief in die Hose, in die Schuhe. Das Hemd wurde ausgezogen, unsere Körper glänzten schwarz. Der Kohlenstaub rieb sich am Gürtel auf der Haut, alles war klebrig. Laut war es, kein Wort konnte gesprochen werden, wir gaben uns nur Zeichen oder arbeiteten mit den Lichtsignalen. Notfalls kamen wir ganz nah aufeinander zu und brüllten uns etwas in die Ohren. Diese Art der Verständigung reduzierte Mitteilungen auf ein Minimum. Ich meinte, einen Tag lang gearbeitet und geschuftet zu haben, als es erst Zeit für die Frühstückspause war. Also waren gerade zwei Stunden um, das war ja

furchtbar. Mein Kumpel, der ältere Lehrling, gab mir mal den Preßlufthammer. Ich konnte ihn gerade heben. Als ich den Hammer arbeiten ließ, konnte ich ihn kaum beherrschen. Beherrschen mußte man ihn aber. Wenn mein Kumpel einige Kubikmeter Kohle gelöst hatte, legte er den Hammer zur Seite. Dann mußten wir was für unsere Sicherheit tun, wir mußten den Streb ausbauen. Teilweise war er mit Holz gesichert, an anderen Stellen gab es Eisenausbau. An unserem Arbeitsplatz gab es Eisenausbau. Er holte eine sogenannte Kappe, hob sie hoch, ich mußte sie dann halten, während er sie an einem Eisenstempel befestigte. Von Zeit zu Zeit rutschten wir den Streb hoch, dann zogen wir einige dort liegende Eisenstempel zu uns herunter. Gelegentlich kamen auch Eisenstempel über die Schüttelrutsche. Sie wurden oben in die Rutsche gelegt, nach Bedarf wurden sie entnommen. Das war aber nur möglich, wenn die Rutsche Kohle führte, weil die Stempel dann auf der Kohle lagen und sich langsam abwärts bewegten. War die Schüttelrutsche leer, bekamen die Eisenstempel eine ungeheure Fahrt. Sie kündigten sich dann durch ein heulendes Geräusch an. Dieses gefährliche Spiel machte viel Spaß. Ich hatte das Gefühl, einige Tage hintereinander ununterbrochen dort unten die Schuppe geführt zu haben. Da mußte irgendwas schiefgegangen sein, die mußten uns bei Feierabend vergessen haben, Nichts dergleichen, mein Zeitgefühl war da unten in die Binsen gegangen. Nach unendlich langer Zeit gab es das ersehnte Signal. Das Hemd und die Jacke wurden wieder angezogen, auf dem Arschleder ging es abwärts zu jener Stelle, wo der Zug am Morgen angekommen war. Jetzt war es hier kalt, weil wir aus einer noch wärmeren Stelle des Pütts kamen. Zum Feierabend stand kein Zug mit leeren Loren da, die wurden für die Kohleförderung gebraucht. Jetzt konnten wir die lange Strecke zu Fuß laufen mit den schweren

Lampen. Der militärische Aufzug war dahin, alles hing am Körper, man kam sich abgeschlafft vor, aber doch wie nach einer schweren Schlamm Schlacht.

Die Auffahrt war angenehm. Als der Korb das Tageslicht erreicht hatte, blendete es, dabei schien an dem Tag nicht einmal die Sonne. Es war ein grauer Tag, Ruhrgebietswetter. Die Dusche in der Kaue wirkte befreiend, sie entfernte jetzt hart gewordenen Staub, der in der Hüfte gekratzt hatte.

Die Dusche brachte den Menschen erneut zum Vorschein, es war eine kleine Wiedergeburt, das normale Leben hatte mich wieder. Die Nacktheit unter der Dusche wirkte angenehm, ich fühlte mich von einer Last befreit.

Doch in der normalen Straßenkleidung fühlte ich mich dann nicht so wohl. Noch immer hatte ich das Gefühl, ich sei schmutzig. Um die Augen herum war ich noch immer schwarz. »Das mußt du zu Hause wegmachen, mit Butter oder Fett, hier geht das nicht«, sagte mir ein älterer Lehrling.

Zu Hause schmeckte mir das Essen überhaupt nicht. Meine Mutter hatte extra Kotelette mit Rotkohl gemacht. Nach dem Essen legte ich mich auf unser Sofa. Es war halb drei am Nachmittag, ich fiel in einen tiefen Schlaf.

Ein Nachbar sagte am Abend zu mir in der Kneipe, vor Kohle bin ich Kommunist, beim Duschen in der Kaue Sozialdemokrat und sonntags wähle ich dann die CDU.

Ernas Schwester

Die Gespräche drehten sich fast nur um Mädchen. Die Jungen vom Jahrgang über uns, die ein Lehrjahr weiter waren, »gingen« schon fast alle mit einem Mädchen. Sonntags sah ich ihnen neidvoll zu, wenn sie mir auf der Hauptstraße entgegenkamen. Zwar gingen viele noch nicht eingehakt, aber »er« trug ihren Handschirm, sie gingen nebeneinander, vereinzelt sah ich auch einige Händchen halten.

Ich traf mich an den Sonntagen noch mit Freunden. Wir gingen rudelweise aus, wir gingen als Gruppe ins Kino, in dem wir uns dann, wenn der Hauptfilm lief, laut unterhielten. Je mehr Leute sich darüber ärgerten, um so interessanter fühlten wir uns. Wir gingen als Gruppe zum Schützenfest oder einfach in die Kneipe. So verfolgten wir als Rudel ein Rudel Mädchen, was meist nichts brachte, denn wir rivalisierten untereinander, deshalb kamen keine Verabredungen zustande. Diese Art der Unterhaltung war auch beachtlich oberflächlich. Man war sich im Rudel meist auch einig: die waren ganz schön blöd. Die Mädchen waren mit Sicherheit bei ihrer Bilanz der gleichen Meinung. Doch vereinzelt fiel einer von der Truppe ab, er hatte dann ein Mädchen gefunden. Er hatte sie irgendwo zufällig getroffen, oder bei einer Familienfeier kennengelernt, bei irgendwelchen Verwandten oder auf der Kirmes, als er zufällig allein dort war.

Bei der Arbeit prahlte, wer schon eine Freundin hatte, wie prima das sei. Es sei wohl teuer, weil man zwei Kinokarten bezahlen müsse, aber anschließend im Wald zahle man nichts und habe dafür den ganzen Nachmittag seinen Spaß. Ein Mädchen zu küssen, das sei eine ganz tolle Sache und Brüste hätten die ...

Die Mädchen, die im jagdfähigen Alter waren, kannte man, denn so groß war unser Ort nicht. Einige Mädchen

arbeiteten als Verkäuferinnen in den Geschäften der kleinen Stadt. Andere arbeiteten im Haushalt oder waren bei den Eltern geblieben. Andere arbeiteten in der nahen Kreisstadt, auch dort meist als Verkäuferin. Wenn jemand eine feste Freundin hatte, wurde es sofort allgemein registriert. Die Gerüchtebörse funktionierte, jeder war bemüht, seinen Erfolg an der Börse zu melden.

Ich war auf ein schwarzhaariges Mädchen aufmerksam geworden. Im Ort sprachen die Jungen aber mehr über ihre ältere Schwester, denn die galt als Ortsschöne: auch schwarzhaarig, mandeläugig, eine Provinz-Carmen in voller Blüte. Viele waren hinter ihr her, einer aber hatte den Daumen drauf. Er war am Drücker, wie man das bezeichnete.

Die Orts-Carmen hieß Erna, ihr Name beherrschte viele Gespräche. Sie stellte das dar, was man sich so wünschte. Viele beneideten ihren Macker wegen der Erna. Auf Grund ihrer augenfälligen Attraktivität hatte Erna zwangsläufig auch einen Nachteil, sie konnte nämlich keinen anderen Freund heimlich ausprobieren, denn fast jeder kannte sie. Sie wäre gesehen worden, es wäre herausgekommen, um Erna drehte sich zu viel.

Ihre Schwester stand in ihrem Schatten, weil sie erheblich jünger war. Die sollte noch nicht soweit sein, obwohl sie auch ungewöhnlich attraktiv war. Sie hatte fast blauschwarzes Haar, ganz dunkle Augen, sie war klein und handlich. An ihr war schon unübersehbar alles dran. Die Schwester der Erna lernte ich durch einen Zufall kennen. Ein Mädchen einfach anzusprechen, dazu hatte ich Hemmungen. Ich hätte nicht gewußt, was ich hätte sagen sollen. So gab es nur die Möglichkeit, ein Mädchen durch Zufall kennenzulernen, denn tanzen ging ich auch nicht, nur in die Kneipe, und da waren keine Mädchen vor der Theke.

Ein Arbeitskollege ging mit einer Nachbarin der Schwester von Erna. Nach der Arbeit traf er sich mit ihr. Ich war dabei, Ernas Schwester war mit ihrer Nachbarin gekommen. So unterhielten wir uns dann: die Schwester der Erna und ich. Das Gespräch war schwerfällig und qualvoll.

»Du wohnst auf der Lindenstraße?« fragte ich, obwohl ich es schon wußte.

»Ja«, sagte sie.

Pause.

»Und du?« Gott sei Dank, sie hatte etwas gefragt.

»Auf der Knappenstraße.«

»Ach, da am Bunker.«

»Ja, am Bunker, da ist die.«

Pause.

»Ist das dein Fahrrad?«

»Nein.«

»Nicht deins?«

»Nein.«

Pause.

»Wem gehört es dann?«

»Das gehört meiner Schwester.«

»Braucht sie es denn nicht?«

»Doch.«

Pause.

»Wieso hast du es dann?«

»Sie hat es mir geliehen.«

»Du hast kein Fahrrad?«

»Ich bekomme bald eines.«

So verlief das Gespräch noch eine Zeitlang. Es durfte nicht zu Ende gehen! »Du mußt am Ball bleiben«, sagte ich mir selbst. Nach wenigen Minuten trennte sich mein Arbeitskollege von der Nachbarin der Schwester von Erna. Es war klar, daß die Mädchen gemeinsam weiterfahren würden.

»Sollten wir uns treffen?« fragte ich. Ich war über den Satz selbst erstaunt. Es war so, als hätte ihn jemand anderes gesprochen, ein mutiger Fremder, nicht ich. Er war nicht strategisch geplant, der Satz war plötzlich da.

»Ja«, sagte sie ohne Umschweife, sie zierte sich nicht und suchte auch keine Ausreden. Sie sagte einfach ja. Ja! Darauf war ich nicht vorbereitet, das hatte ich mir ganz anders vorgestellt. Aber sie hatte ohne jede Umschweife ja gesagt. Da stand ich zunächst mit ihrem einfachen Ja da, denn mehr als ja sagte sie nicht. Es entstand wieder eine unangenehme Pause.

»Wo denn?« fragte ich.

»Ist egal«, sagte sie. Damit war ich wieder am Zuge, ich war noch nicht aus dem Schneider.

»Morgen?«

»Ja, gut, morgen.«

Wieder war ich am Zuge.

»Und wann?«

»Ist mir gleich.«

»Morgen ist Samstag«, sagte ich.

»Ich weiß.«

»Also, dann morgen, am Samstag.«

»Ja.«

Dieses Ja brachte mich erneut aus dem Konzept. Verdammte, war das kompliziert, sie sagte einfach nur ja, und das brachte mich stärker in Schwierigkeiten, als ein Disput über den Ort des Wiedersehens.

»Um vier?«

»Ja, um vier«, sagte sie.

»Hier?«

»Ja, hier.«

Jetzt war es klar, mein Gott, was für eine Geburt.

»Also tschüß«, sagte sie. Sie sah mich kurz an, sie lächelte etwas. Das wirkte fremd und gar nicht vertraut.

»Tschüß«, sagte ich.

Ich war betroffen. Das war alles zu schnell gekommen. Einerseits war ich überrascht, wie unkompliziert es mit Mädchen war, andererseits fand ich es doch sehr kompliziert, weil die schwierigen Dinge ja noch kommen würden. O Gott, irgendwann mußt du sie küssen. Dabei habe ich noch nie ein Mädchen geküßt. Ob sie schon? Wenn sie schon hat, dann wird sie merken, daß ich ... Nein, das wird sie nicht merken, ich werde tun, als hätte ich schon.

Am anderen Tag war sie nicht gekommen.

Ich war kurz vor vier an der verabredeten Stelle. Sie war nicht da. Ich fuhr mit dem Fahrrad in Richtung ihrer Straße, ich fuhr dann aber wieder zurück, sie hätte ja aus einer anderen Richtung kommen können. Es blieb aber dabei, sie kam nicht zu unserer ersten Verabredung. Selbst um fünf Uhr am Nachmittag wartete ich noch. Sie kam auch dann nicht.

Ich war hilflos und ratlos. Sie hatte doch zugestimmt und sich gar nicht geziert. Sie war doch sofort bereit gewesen und hatte mich leicht angelächelt. Langsam kam Zorn auf, der Zorn der Enttäuschung.

Am darauffolgenden Tag – am Sonntag – ging ich in die Nachmittagsvorstellung des Kinos. Über den Film war sehr viel geredet worden, er hieß »Don Camillo und Peppone«. Die Vorstellung begann um siebzehn Uhr, das Kino war für diese Zeit ziemlich voll. Sehr viele wollten den Film schon am Nachmittag sehen. Während ich schon Platz genommen hatte, kam sie zusammen mit einem noch jüngeren Mädchen ins Kino. Ich verfolgte sie mit meinen Blicken. Ob sie mich hat sitzen sehen, konnte ich nicht ausmachen, anzumerken war ihr zumindest nichts. Die beiden Mädchen setzten sich einige Reihen nach vorn, ich sah ihr schwarzes Haar, es hing lang über die Schultern. Dabei empfand ich überraschend keinerlei besondere Gefühle ihr gegenüber. Nur Neugier und Ärger spürte ich; Neugier wegen der ungeklärten

Frage, warum sie nicht gekommen war, und Zorn, weil sie nicht kommen war, und ich nicht wußte, warum.

Ich fand den Film vor Ärger und Zorn nicht so interessant. Wenn im Kino laut gelacht wurde, verstand ich nicht, warum. Während der Vorstellung konnte ich sie nicht sehen, sie saß etwas zu weit vorn. Ich konnte mich auf den Film aber trotzdem nicht richtig konzentrieren. Nach der Vorstellung drängte alles aus dem Kinosaal. Ich versuchte, in ihre Nähe zu kommen, so, als sei es zufällig. Ansprechen konnte ich sie in dem Gedränge nicht, weil es die anderen Menschen mitgehört hätten. Wer fragt schon vor Zuhörern, warum er versetzt worden ist? Sie sah mich plötzlich an, aber so wie die anderen auch, richtig teilnahmslos. So, als kenne sie mich nicht, denn sie grüßte nicht, nickte nicht einmal zu mir herüber, lächelte nicht, sie schaute einfach nur. Dagegen hatte ich kein Mittel, darauf war ich nicht gefaßt. Wir ließen uns im Menschenstrom aus dem Kino drängen, dann entfernte sie sich zusammen mit dem kleinen Mädchen aus ihrer Nachbarschaft. Ich ging ihr nicht nach, denn ich wußte, es hätte keinen Zweck. Das war also die erste Freundschaft: kaum gekannt, schon zu Ende.

Einige Tage später begegneten wir uns zufällig in der Stadt. Ich sah sie an, fragen wollte ich nicht.

»Ich konnte nicht kommen«, sagte sie.

Mit ihren fast schwarzen Augen sah sie mir voll ins Gesicht. Sie entschuldigte sich nicht, sie nannte auch keinen weiteren Grund. Sie hatte nicht kommen können, was sollte ich da sagen? Nichts. Wir verabredeten uns für den nächsten Tag.

Sie kam. Ernas Schwester kam mit Ernas Fahrrad. Erna hatte ihrer Schwester das Fahrrad geliehen, deshalb konnte sie kommen. Am Rande unseres Ortes liegt ein großer Wald. Er ist fünfzehn Kilometer tief. Wer ein Mädchen hatte, fuhr mit ihr in den Wald, da konnte

man sich ungestört näherkommen. Wer in den Wald wollte, der mußte durch die Stadt fahren. Wir fuhren nebeneinander auf dem Fahrradweg. Das war zwar verboten, aber das kümmerte uns nicht, man sollte sogar sehen, beide fuhren in den Wald. Ich glaube, es war beiden recht, daß die Leute so dachten. Je näher wir dem Wald kamen, um so unruhiger und nervöser wurde ich. Ich müßte versuchen, sie im Wald zu küssen. Versuchte ich es nicht, würde sie vielleicht nicht mehr kommen. Da ich noch nie ein Mädchen geküßt hatte, fürchtete ich mich vor der Blamage. Ich wußte, daß man das mit der Zunge macht, denn ein Mädchen küßt man nicht wie die Mutter, nicht mit spitzen Lippen und lautem Schmatz. Was man bei der Mutter gemacht hat, das war Küssen, aber mit einem Mädchen knutschte man, das war was völlig anderes. Theoretisch hatte ich das alles voll drin, ich hatte es ja oft genug an der Arbeitsstelle gehört.

Wir schleppten unsere Fahrräder über einige leichte Berge durch den Sand des Waldes. Dabei sprachen wir über belanglose Dinge. Eine Gelegenheit, sie zu küssen, fand ich nicht, die Fahrräder waren im Wege. Deshalb konnte ich es auch nicht überraschend tun. Der Treff drohte ohne Ergebnis zu Ende zu gehen. Wenn ich keine Gelegenheit für einen Kuß fände, dann käme das Mädchen nicht mehr. Immer öfter ging diese Erkenntnis durch meinen Kopf.

»Du hast mich versetzt am Samstag.«

»Ich konnte nicht.«

»Dafür müßte ich einen Kuß bekommen.«

Das war mein Frontalangriff, jetzt oder nie.

»Den kannst du haben«, sagte sie ruhig und beachtenswert gelassen. Ich kam um das Fahrrad herum, spürte ihren Mund, ich schloß dann die Augen, weil man das so machen sollte. Zwar wirbelte ich mit der Zunge, fand aber keinen Sinn darin: auf jeden Fall war ein Kuß keine sonderlich aufregende Sache. Ich verstand nicht,

was daran toll sein sollte. Ich war enttäuscht. Wir fuhren wieder zurück in die Stadt.

Von diesem Tag an trafen wir uns öfter, fast täglich. Immer dann, wenn Erna ihrer Schwester das Fahrrad lieh, trafen wir uns. Dem Kuß hatte ich in der Zwischenzeit doch mehr abgewonnen, monatelang bestand unser Zusammensein nur aus Küssen. Mehr trauten wir uns nicht. Wenn ich gelegentlich mit dem Arm an ihre prachtvoll gefüllte Bluse stieß, zuckte ich zurück, sie zeigte keine Reaktion dabei.

»Hase se auch schon mal anne Titten gepackt?« wurde ich in der Kaue gefragt. Wahrheitsgemäß verneinte ich.

»Idiot!«

Ich hätte schon ganz gern, aber das wäre eine Überwindung zu einer Tat gewesen. Wo man doch auch im Ort schon registriert hatte, daß die Brüste von Ernas Schwester ganz schöne Klöpfe seien.

Wieder wurde eines der vielen Schützenfeste gefeiert. In den einzelnen Stadtteilen wechselte man sich da ab. Dieses Schützenfest fand im Ortszentrum statt. Mit einigen Kollegen wollte ich einen drauf machen. Wir gingen nicht in das Festzelt, doch es gab auch außerhalb des Zeltes Bierstände. Verabredet war ich an dem Sonntag nicht mit Ernas Schwester. Wenn wir uns sehen würden, dann würden wir es auf einen Zufall ankommen lassen, denn zu oft ließen die Eltern sie nicht aus dem Haus. Das Bier schmeckte, es lief gut, langsam wirkte es. Es war die Wirkung, die Trinker mögen: man registriert noch alles genau und ist dabei in einer mutigen und launigen Stimmung. Mit einem Mal sah ich sie, sie war mit einem blonden Nachbarmädchen ausgegangen. Das war für sie oft die einzige Möglichkeit, aus dem Haus zu kommen. Das Nachbarmädchen war flachsblond, es war eine Zeitlang mit einem Kollegen von mir gegangen. Jeder wußte es, jetzt hatten die beiden »Schluß«, was auch fast jeder wußte. Ungeniert machte sich ein anderer

Kollege an die Flachsblonde. Mir fiel auf, daß die Blonde ihre Brille nicht aufgesetzt hatte. Ich fand, sie sah mit Brille besser aus, vielleicht auch, weil ich mich an ihre Brille gewöhnt hatte. Die beiden Mädchen standen bei unserer Gruppe an der Bierbude. Ein Sommerabend war über die Stadt gekommen, es war dunkel geworden. Auf dem erleuchteten Festplatz hatten wir das gar nicht bemerkt. »Gehen wir?« fragte mein Kollege die Flachsblonde. »Ja«, sagte sie. Sie hakten sich ineinander ein und verließen den Platz. Ernas Schwester und ich gingen zwanzig Schritte hinter ihnen, wir wollten sie nicht stören. Gemeinsam machten die beiden Paare einen Umweg, um dann in die Richtung der Wohnungen der Mädchen zu gehen. Es gehörte sich so, daß man die Mädchen nach Hause brachte. Zunächst gingen wir in Richtung einer alten katholischen Kirche, die in der Nähe des Zentrums der Stadt lag, dort war es einsam und still.

Das Bier hatte mich mutig gemacht. Ernas Schwester erzählte mir, ihr Kleid habe sie von einer Nachbarin aus meinem Haus gebraucht gekauft. Darauf machte ich mutig Anspielungen, daß sie ja viel mehr im Kleid habe als das Nachbarmädchen. Und dieser Ausschnitt, der reizte geradezu, dort hineinzugreifen. »Greif doch«, sagte sie. Ich griff mit der rechten Hand in ihren Kleiderausschnitt. Den Arm hatte ich um ihre Schulter gelegt, meine Hand hatte vorher an ihrem Oberarm geruht. Ich bekam eine Brust voll zu fassen, es war überraschend viel. Die Brustwarze fühlte sich an wie ein Druckknopf, ansonsten war es weiches, sehr warmes Fleisch. Das sollte alles sein? Ich hatte mir mehr darunter vorgestellt, wußte aber auch nicht was. Meine Hand wechselte zur anderen Brust, die gleiche Fülle, der Wechsel von Brust zu Brust gefiel mir. Ich hatte nicht den Mut, beide Hände in den Ausschnitt zu versenken, sie hätte darauf nein sagen können. Im Grunde konnte ich mit der Hand die Brust

nur halten, sie leicht drücken, mit Daumen und Zeigefinger um den Druckknopf reiben. Ich registrierte genau: zwar brachte eine Frauenbrust nicht das, was man so gehört hatte, aber die sexuelle Erregung war stärker als vorher. In den nächsten Monaten beschäftigte ich mich sehr mit den Brüsten von Ernas Schwester.

Wir waren schon viele Monate zusammen, sie hatte sogar genau gezählt, denn sie sagte, jetzt gehen wir schon fünf Monate, oder sieben. Wenn sie es in Wochen ausgerechnet hatte, schien es doch ungeheuer lang zu sein. Sie brauchte auch nicht mehr Ernas Fahrrad, denn sie hatte inzwischen selbst eines bekommen, was unsere Treffs eher möglich machte. Mit ganz wenigen Ausnahmen trafen wir uns täglich, jeweils an den Nachmittagen, denn am Abend mußte sie zu Hause sein. Ich ging abends zu den Veranstaltungen der Gewerkschaftsjugend, sie war nicht in der Gewerkschaft. Sie arbeitete im Haushalt eines Schuldirektors, für ihre Gruppe gäbe es keine Gewerkschaft, sagte sie.

Während die anderen bei der Arbeit erzählten, wie sie reihenweise die Weiber umlegten, tat sich bei uns nichts. Ich hatte keinen Mut dazu. Zwar erzählte ich schon mal Witze darüber, aber mehr traute ich mich nicht. Wir streiften dieses Thema auch schon mal, sie wich nicht einmal aus, doch ergiebig wurden die Gespräche nicht, weil wir darüber zu wenig wußten. Zwar versenkte ich täglich meine Hände in ihre Bluse, aber an der Taille war die Abwärtsfahrt der Hände zu Ende, ich bremste sie selbst.

Aber einmal muß es doch soweit sein! Zwar hatten Ernas Schwester und ich viele kleine Reibereien, aber insgesamt verstanden wir uns gut. Vielleicht deshalb, weil die Eltern nicht wollten, daß wir miteinander gingen, dazu seien wir noch nicht alt genug. So predigte zumindest meine Mutter erfolglos.

Wochenlang beschäftigte ich mich damit: Du mußt ihr jetzt was tun, vielleicht wartet sie sogar darauf. Die anderen tun es ja auch, die tun es eigentlich nur. Und gerade das, das sollte es sein, darum drehte sich doch alles. So war es doch nichts: Küssen und Brüste kneten, die würden alle über mich lachen, wenn ich das am Arbeitsplatz eingestehen würde.

Immer mehr drängte ich mich selbst zu der Entscheidung: Du mußt es mit Ernas Schwester tun, es darf aber nichts dabei passieren. Also müssen Pariser her. Pariser gab es in der Drogerie, in der Drogerie kannte man mich und würde es vielleicht meiner Mutter erzählen. Also mußte ich die Pariser kaufen lassen. Ein älterer Arbeitskollege kaufte mir eine Packung.

Ich gab ihm dafür ein Bier aus.

Dann sollte es an einem Sonntag endgültig soweit sein. Wir hatten uns schon um halb zwei am Mittag verabredet. Die Packung Pariser hatte ich eingesteckt. Alles klar? Alles klar!

Es war ein grauer Sonntag Ende März. Menschen waren kaum auf der Straße, die Bäume sprießten noch nicht, das Gras war gelblichgrau vom Winter. Wir trafen uns im vollen Sonntagsaufzug ohne Fahrräder. Ich hatte einen hellgrauen Wintermantel an, sie trug einen bläulichen Mantel. Man nannte diese Mäntel Bärenmäntel, weil sie pelzähnlich und aufgeplustert wirkten. Es war ein ganz modernes Stück, Ernas Schwester sah gut aus darin. Eine richtige kleine Dame.

Wir spazierten durch die Stadt, besuchten einen alten Stadtteil und näherten uns, wie gewohnt, dem Wald. Der Spaziergang dauerte sehr lange, wir gingen bestimmt einige Kilometer. Ich schätze so fünf bis sechs. Während des Nachmittags versuchte ich oft, auf dieses Thema zu kommen, jedoch ohne zu sagen, daß ich es mit ihr wollte, dazu fehlte mir der Mut.

Als wir uns von innen her wieder dem Waldrand näherten, wurde es schon leicht dämmrig. Verdammt, dachte ich, jetzt wird es wieder nichts. Ich hatte nicht genau gewußt, wie ich es hätte anstellen sollen. Vielleicht wäre eine direkte Frage viel einfacher, sie hätte nur ja oder nein sagen können. Doch fragen konnte ich nicht, sie hätte ja nein sagen müssen, denn ja kann kein Mädchen sagen. Das war halt so, also war alles kompliziert.

Ich wollte es an diesem Tag wissen. Seelisch hatte ich mich schon wochenlang präpariert, technisch auch. Mühsam hatte ich mir die Packung Pariser besorgt, sogar noch ein Bier hatte ich dafür ausgegeben.

Ich tat so, als sei ich kaputt. Das schien nach einem so langen Marsch einleuchtend. Kurz vor dem Waldausgang setzte ich mich an den Wegrand. »Ich bin kaputt«, stöhnte ich.

Dabei beobachtete ich, was sie machte. Sie blieb einen Moment stehen, dann setzte sie sich neben mich. Offensichtlich war sie nichtsahnend. Ich blieb noch einen Moment so sitzen, als müßte ich Kräfte sammeln, während ich spürte, wie aufgeregt ich war. Sie sah auf den Boden und dachte über irgend etwas nach. Ich war sicher: Ernas Schwester ahnte nicht, was in mir vorging. Meine Herzschläge hörte ich ganz deutlich in den Gehörgängen.

Sie saß etwas höher, denn der Weg wurde durch einen leichten Hang begrenzt. Langsam legte ich meinen Kopf an ihren Unterarm, mein Kopf lag dabei ungefähr in der Höhe der Taille, an meinem Scheitelansatz spürte ich eine Brust von ihr.

Meine Hand legte sich wie zufällig auf ihren Oberschenkel, den ich nur schwach durch ihren Bärenmantel spürte. Die Hand drückte etwas, so daß ich den Oberschenkel fühlte. Meine Hand ging langsam abwärts, bis zu ihrem Unterschenkel, denn so weit reichten Mantel und Kleid. Dann berührte ich ihr bestrumpftes

Bein. Das Bein war kalt, der Strumpf löste aber ein angenehmes Gefühl aus. Vielleicht wegen Kunstseide, oder wegen der Erwartung.

Alles vollzog sich ohne ein Wort. Die Hand ging langsam höher, zum Knie, sie hatte die Knie zusammengepreßt. Ganz leicht spreizte sie die Beine, kaum merklich. Meine Hand ging zwischen ihre Knie aufwärts, sie hielt an, als sie das Strumpfbänder erreicht hatte. Denn hier war der angenehmste Punkt, die ungewöhnlich seidige Haut des Oberschenkels machte mich kurzatmig. Es war ein angenehmes Gefühl an meinen Fingerspitzen, ich spürte die Strumpfbänder. Wie das mit den Strumpfbändern so ist, das hatte ich schon in Filmen gesehen, Bei Marlene Dietrich zum Beispiel. Die Hand ging höher, ich bekam mit einmal Angst. Ich wußte: Du kannst nicht zurück, das wird dann peinlich. Ginge ich mit der Hand zurück, das würde eine Blamage.

Die Fingerspitzen hatten das Höschen erreicht. Überraschend leicht drangen sie durchs Hosenbein. Nicht vorbereitet war ich auf die Feuchtigkeit, die mich da erwartete. Das hatten die Kumpel bei der Arbeit vergessen zu erzählen. Niemand hatte gesagt, daß es da feucht würde. Und dann noch so feucht. Der Finger drang in Ernas Schwester. Das ging leichter als erwartet. Doch ich wußte, ich mußte mehr tun. Inzwischen lag sie halb an dem Hang des Wegrandes, Ernas Schwester hatte die Augen geschlossen, sie tat nichts. Sie gab lediglich nach. Meine Hand ging zurück, sie tastete sich außen an dem Höschen hoch, dann versuchte ich, die Hose abzustreifen. Dabei kam es zu dem angenehmsten Augenblick: Sie hob leicht ihren Hintern, damit ich die Hose über die Wölbung bekam. Als ich das Höschen fast auf ihre Knie gezogen hatte, sagte sie: »Dreh dich um, ich möchte nicht, daß du mich so siehst.«

Mir war das eine Erleichterung, wann hätte ich sonst das

Gummi überziehen sollen? Etwa wenn sie zusieht? Wir drehten uns ab, sie zog das Höschchen völlig aus und dabei sollte ich sie nicht sehen. Ich zog das Gummi über. Sie hatte das Höschchen beiseite gelegt. Doch züchtig war der Rock bis zum Knie heruntergezogen. Wir waren unerfahren, beide hatten wir es noch nicht getan. Sie lag am Hang, den Oberkörper höher, der Hintern lag zudem noch in einer leichten Mulde. Es war so gut wie unmöglich, in sie einzudringen. Kaum hatte ich sie zudem berührt, schoß der Samen in das Gummi. Eine blöde Situation. Wir fummelten noch eine Weile herum, wobei sie sehr passiv war, ob ich drin war, wußte ich nicht und fragen konnte ich sie nicht. Sie sagte nichts. Ob sie enttäuscht war? Jetzt kannte ich auch das letzte Geheimnis: Das Sexuelle, worum sich alle Gespräche drehten. Aber das war es? Jetzt gab es nichts mehr zu entdecken! Alles, was eine Frau zu bieten hat, kannte ich? So meinte ich zumindest.

Ich wurde auf dem Heimweg zu Ernas Schwester aggressiv. Ernas Schwester verstand sicherlich nicht, warum ich so war. Wo sie mir doch alles gegeben hatte. Als wir uns an diesem Abend trennten, sagte ich »Kuh« zu ihr, so sehr hatten wir uns noch gestritten.

Jetzt geht's ums Geld

...

Die materielle Bilanz meiner Lehre war: Fahrradbesitzer, Plattenspielerbesitzer und Besitzer zweier Taschenbücher. Weitere Ergebnisse: politische und literarische Erfahrungen durch die Gewerkschaftsjugend, drei Jahre Arbeit mit unterschiedlichen Erfahrungen, ein Erfolgserlebnis beim Streik, ein gesundes Mißtrauen gegenüber Vorgesetzten, weil die mich ganz böß haben hereinlegen wollen und Erfahrungen in Schikane. Die Erkenntnis, daß Schikane im Arbeitsleben die schlimmste Art der Schinderei ist, weil man sie nur spürt und nicht beweisen kann. Die Abhängigkeit zwingt zur Duldung von Schikanen.

...

Ich wurde in eine Gruppe eingeteilt, die im Akkord arbeitete; Gedinge nennt es der Bergmann. In dem Betriebsteil wurde in steiler Lagerung abgebaut, das heißt: der Kohleflöz verlief schräg von oben nach unten. Die Kohle, die mit den Preßlufthämmern gelöst wurde, lief allein abwärts, unten wurde sie in Wagen geladen. So ein Streb war rund hundert Meter tief. Einem gestandenen Bergmann wurde ich zugeteilt, um ihm bei der Arbeit zuzusehen.

»Auf«, grüßte er morgens.

»Auf«, grüßte ich.

Dann packte er seine Geräte zusammen, lud sich einen Schlauch über die Schultern und sagte nur: »Na, dann komm mal mit.«

Ich trottete hinter ihm her. Wir gingen durch den Streb. Plötzlich sah ich unter mir den gähnenden Abgrund. Noch kein Kumpel arbeitete. Deshalb war die Sicht noch nicht durch Staub beeinflusst. Ich klammerte mich an den Holzbausbau, mein Kollege turnte sicher wie ein Affe durch das Gestänge. »Was ist denn, wenn ich hier abrutsche?«

»Dann fällste runter.«

Er sah mich nicht an. Während er das sagte, hantierte er an dem Schlauch. Es war der Schlauch für die Preßluftzufuhr seines Abbauhammers. Ohne jeden Kommentar begann er dann seine Arbeit. Abgestützt auf Holzbauten bohrte er seinen Preßlufthammer in die Kohlenwand. Bald schon schwitzte er, sein breiter Oberkörper glänzte. Schon nach einer halben Stunde war der Körper schwarz, schwarz und glänzend. Einen solchen Zustand versuchten Lesebücher als schön und edel darzustellen, ich empfand das jetzt nicht. Ich dachte nur: der Kohlenstaub muß doch kratzen, besonders am Hosengürtel. Mit einer beachtenswerten Ausdauer kämpfte er um die Kohlenbrocken. In dieser Atmosphäre war kein Wortwechsel möglich. Ich hielt mich fest. Mein Gott, dachte ich, das schaffst du nicht, diese körperliche Kraft, Stunde um Stunde, ohne jede Erlahmung, und dann die Wendigkeit. Er baute zu seiner Sicherheit den Streb aus. Er sägte, bearbeitete das Holz mit dem Beil, die Maße stimmten, obwohl er nur mit dem Augenmaß arbeitete. Gelegentlich maß er mit den Händen.

Arbeitete er nicht korrekt, würde er abstürzen in diese dunkle Tiefe. Er war gezwungen, so zu arbeiten wie er arbeitete. Zwischendurch drehte er sich kurz um, er griff zu seiner Kaffeeflasche, er trank, dann lachte er mich voll an. Und schon ging es wieder weiter. Akkord, Akkord, er konnte dabei noch lachen. Ich dachte an die Bergmannsnummer, über die man oft in der Kneipe sprach. Es war die Geschichte des im Akkord arbeitenden Kumfels, der abends bei der Frau im Bett lag, die Hand auf die Pflaume legte und einschlief. Das war die Bergmannsnummer. Der bringt doch sicherlich nichts mehr, dachte ich. Der kippt doch mittags schon halbtot um, der pennt, frißt zu Abend, pennt weiter, der fickt nur sonntags. Und trotzdem lachte er richtig unbefangen

und freundlich. Sollst du auch so werden? Das schaffe ich nicht, dachte ich. Wenn das das Ende der Lehre ist, verdammt, dann ist die schöne Zeit vorbei.

Ich sah dem Mann nur zu. Tag für Tag, sechs lange Wochen lang. Jeder Tag verlief gleich, wortkarg, ohne jede Unterhaltung, doch gehetzt von dem gesetzten Pensum. Das macht der dreißig Jahre so, warum rennt der nicht weg? Meine Situation schien mir schier ausweglos. Er freute sich am Mittag, daß wieder mal Schluß war, daß er in einem Monat soviel Geld verdient hatte, daß er Miete zahlen konnte für eine Wohnung, die nicht nach seinen Bedürfnissen gebaut war, daß er sich satt zu essen kaufen konnte, wobei die Quantität des Essens entscheidend war. Und daß er sich noch kleine Dinge des Konsums leisten konnte, vielleicht insgesamt zwei Anzüge, einige Hosen, ein Dutzend Hemden, drei Paar Schuhe. Einmal sagte er samstags: »So, wieder eine Woche dem Tod näher.« Er sagte es sehr zufrieden, nicht mit der Angst, das schöne Leben verrinnen zu sehen. Es war seine Fortsetzung zu: »So, geschafft.« Wenn er es geschafft hatte, dann sah der Sonntag wohl so aus: länger schlafen, bis gegen zehn, frühstücken, Frühschoppen, Kumpels treffen und Bier trinken. Gegen eins wieder nach Hause gehen, essen, Schnitzel mit Rotkohl und Salzkartoffeln, gelben Pudding mit Eiweiß als Nachtisch. Dann eine Stunde schlafen, anschließend zum Fußball, je nach Spielausgang Bier trinken und dann nicht zu spät ins Bett. Spielte die Mannschaft auswärts, dann wurden Bekannte oder Nachbarn besucht. Der Nachmittag ging rum, irgendwie. Am Montag kam er dann, er sagte: »Auf.« Ich sagte: »Auf.« Er sagte dann: »Na, dann wollen wir mal wieder.« Ich sagte nichts und folgte ihm.

Ich fand die Arbeit als zu schwer für mich, als nicht zu schaffen. Jetzt waren wirklich die guten Zeiten vorbei, der Ernst des Lebens sollte jetzt tatsächlich mit dem Abschluß der Lehre beginnen. Dabei hatten wir das

Ende der Lehre immer herbeigesehnt, weil es dann mehr Geld geben würde. Man brauchte nicht mehr vorher auszurechnen, ob man drei oder sieben Bier trinken konnte, und im Kino könnte man den teuren Platz nehmen, den zu einsfünzig, ganz hinten. Und ein Motorrad für zünftige Spritztouren käme bald vor die Tür.

Aber als ich hinter ihm hing, so im Ausbau der Strebs, da lockten mich die Dinge nicht mehr so sehr. Der Platz zu einsfünzig, das Motorrad, Bier soviel man wollte, mir war der Preis zu hoch. Was sollte ich nach der Prüfung machen? Was er machte auf keinen Fall. Das war zu schwer, zu schlimm, zu aussichtslos.

...

Nach der Prüfung kam die Stunde der Entscheidung, denn jetzt sollte es ins Gedinge (Akkord) gehen. Es gab zwei Möglichkeiten: als sogenannter Schlepper zu arbeiten, das war eine Arbeit außerhalb des Akkord, die entsprechend schlecht bezahlt wurde, so um achtzehn Mark pro Schicht, die andere Alternative war das Gedinge (Akkord). Hier schien der Verdienst fast unbegrenzt, wie wir glaubten. Wer im Gedinge war, konnte sich schnell ein Motorrad kaufen, der hatte was vom Leben. Andere meinten, der hätte nichts vom Leben, weil er so schwer arbeiten mußte. Die meinten, es hätten diejenigen was vom Leben, die sich bei der Arbeit nicht kaputt machten und dafür in der Freizeit ein wenig bescheidener lebten. Ich gehörte zur zweiten Gruppe. Der Zwang des Geldverdienens war nicht gegeben, weil ich bei der Mutter wohnte und keine Miete zahlen mußte. Nur etwas fürs Essen, nichts für die Wäsche. Ich wollte nicht ins Gedinge (Akkord), damit blieb mir der Weg zum großen Geld verbaut.

...

Mit einem Kollegen ging ich zum Obersteiger, um ihn zu bitten, als Schlepper arbeiten zu *dürfen*. Das Arbeitszimmer des Obersteigers gefiel durch Helligkeit. Der rote Fußboden glänzte, Neonleuchten gaben dem Zimmer viel Licht, an den Wänden hingen Karten von Grubenfeldern. Für mich waren das böhmische Dörfer. Ein großes Foto vom Pütt schmückte eine Wand, es war ein Foto aus den Gründerjahren der Zeche. Auf dem Schreibtisch befand sich ein Telefon, mehrere Ordner lagen übereinander, ein wichtiger, ein mächtiger Mann. Hier wurde mir gefühlsmäßig klar, wie klein man in diesem Betrieb war.

»Was gibt's?« fragte er. Wir hatten die Helme abgenommen, zuvor hatten wir artig »Glückauf« und nicht einfach, wie sonst, »Auf« gesagt. An der Tür blieben wir stehen. Zwischen ihm und uns war ein Abstand von ungefähr sieben Metern, er bat uns nicht, doch näherzutreten oder gar Platz zu nehmen. Ich trug vor, daß mein Kumpel und ich nicht ins Gedinge wollten, wir würden gern als Schlepper arbeiten. »In der Etappe gibt es genug. Wir bilden euch aus, damit wir hier Kohle fördern, für nichts anderes.«

Beide wußten wir nicht, was eine Etappe ist. Unsere Väter benutzten diesen Ausdruck selbst dann nicht, wenn sie vom Krieg sprachen. Sie sagten immer nur, die Offiziere lagen hinten, wo es nicht so knallte. Der Obersteiger war sichtlich verärgert. Wir hatten keine Argumente, unsere tatsächlichen Gedanken, nicht so schwer arbeiten zu wollen, konnten wir nicht vortragen. Anders zu argumentieren, als man denkt, hatten wir nicht gelernt, also schwiegen wir. Wir blieben stehen und warteten auf eine Entscheidung.

»Na gut«, sagte er nach einer peinlich langen Pause, »Am ersten April meldet ihr euch im Revier 22.«

Fertigmachen

Das Leben in dem Revier bekam eines Tages eine jähe Wende, denn ich mußte in eine andere Abteilung des gleichen Reviers wechseln. Diese Abteilung galt als unangenehm. Ich mußte überwechseln, ich wollte nicht freiwillig, doch ich war einem Vorgesetzten unangenehm aufgefallen. Galt doch immer die Parole: nur nicht auffallen, nicht anecken. Zwar eckte ich nicht an, doch ich fiel auf.

Ich wollte einen Wechsel auf eine Arbeitszeit am Nachmittag nicht mitmachen, weil ich in der Gewerkschaftsjugend engagiert war. Und gerade in der geplanten Woche hatten wir eine wichtige Veranstaltung. Da wollte ich mitmachen. Beides ging nicht: am Nachmittag die Veranstaltung und gleichzeitig die Arbeit. Ich suchte um Verlegung meiner Arbeitszeit auf den Vormittag nach. Diesen Wunsch mußte ich beim Steiger vortragen. Er schrieb den Wunsch auf, er konnte jedoch darüber nicht entscheiden, das konnte nur der Obersteiger, ein sogenannter Obermacker. In unserem Betrieb war alles geregelt. Über fünftausend Menschen waren exakt in den Produktionsablauf eingeplant, wer da nicht mitmachte, fiel unangenehm auf. Ich fiel dem Obersteiger zunächst einmal nur auf. Er hatte von dem Steiger den Zettel bekommen, darauf stand mein Wunsch. Der Betriebsrat unterstützte den Antrag, das war dem Obersteiger aufgefallen. Vielleicht war das schon unangenehm, ich weiß es nicht.

Der Obersteiger wollte mich persönlich sprechen und anhören, um dann vielleicht nein sagen zu können. Er suchte mich deshalb in der Betriebsabteilung des Reviers auf. Mit ein paar Arbeitskollegen befand ich mich unter Tage – in einem Geräteraum. Es waren nur noch ungefähr dreißig Minuten bis zum Schichtende, Arbeit hatten wir keine mehr zu erledigen, der Tag war um.

Meine Kollegen saßen auf Kisten, auch ich hockte auf einer. Wir unterhielten uns. Mit einem Mal sahen wir ein gebündeltes Licht, das Licht eines hohen Vorgesetzten. Er betrat plötzlich unseren Raum, blitzschnell hatten sich viele meiner Kollegen erhoben. Sie verstanden den Eindruck zu erwecken, als arbeiteten sie. Ich verstand das nicht, nach meiner Ansicht hatte der Obersteiger sowieso alle sitzen sehen. Deshalb schien es mir unsinnig, den Eindruck erwecken zu wollen, ich schaffte plötzlich. Das müßte ein erwachsener Mann doch durchschauen, dachte ich. Aber dieser Gedanke war falsch. Der Obersteiger dachte nicht so, wie ich dachte. Und das wurde mein Verhängnis. Ich blieb auf der Kiste sitzen, das muß er als übelste Herausforderung empfunden haben. Ein Obersteiger ist ein Oberaufseher, und Arbeiter sind dazu da, um zu arbeiten. Und der Oberaufseher hat zu sehen, daß sie arbeiten. Und wenn sie nichts zu arbeiten haben, dann haben sie so zu tun, als arbeiteten sie, damit der Oberaufseher sieht, daß sie arbeiten, denn dafür ist er da. Das hatte ich bis zu dieser Begegnung nicht so gesehen. Deshalb sah er in meiner Körperstellung schon einen Angriff auf seine Autorität, vielleicht auf seine Existenz als Obersteiger. Seine Augen blitzten tatsächlich zornig, das registrierte ich genau. Komisch, dachte ich noch, so was gibt es wirklich, sie blitzen tatsächlich.

»Wie heißen Sie«, fragte er mit schneidender Stimme.

Ich nannte meinen Namen.

Seine Stimme schien sich zu überschlagen.

»Ich suche Sie ja gerade«, das hörte ich noch sehr deutlich. Er hätte auch sagen können: ausgerechnet der Lümmel, der aus der Reihe tanzt mit der Arbeitszeit, der sitzt auch noch frech auf einer Kiste. Das sagte er so nicht, wahrscheinlich aber sinngemäß, nur sein letzter Satz blieb klar im Gedächtnis: Sie melden sich heute nachmittag bei mir. Das hieß oben, nach Feierabend in seinem Büro.

Mir war klar: Gegenüber einem sehr hohen Vorgesetzten ist normales Verhalten nicht normal.

»Junge, da hast du was gemacht«. Die Alten schüttelten mit dem Kopf. Selbst sie empfanden mein Verhalten als Herausforderung, sie waren so angepaßt, daß sie schon so dachten wie die Vorgesetzten wollten, daß sie dachten. »Der macht dich fertig«, sagte einer. Der andere hob die Hand und ließ zwischen Zeigefinger und Daumen einen winzigen Raum: »So klein macht der dich, mit Hut.« – »Das läßt der sich nicht bieten.« Ich hatte aufgegeben zu argumentieren, sie dachten ganz anders als ich. Es war mir nicht mehr möglich, ihnen zu erläutern, daß ich ihm gar nicht die Stirn geboten hätte. Ich hatte ein mulmiges Gefühl. Da hat man sich völlig richtig verhalten, und das war total falsch. Ich wußte auch, daß jetzt etwas passieren würde, da mußte ich halt durch. Also, hin zum Obersteiger. Als ich in sein Büro wollte, wurde ich von einem Steiger abgefangen. Es war schon alles geregelt. »Ab morgen früh melden Sie sich unten am Schacht. Sie sind versetzt worden. Dort können Sie künftig immer morgens arbeiten. Der Betriebsrat wird zufrieden sein.« Hohn klang aus der Stimme, und sein Blick sagte: Du bist also der kleine Bursche, der den Obersteiger so gereizt hat. Warte, mein Bürschchen, dich machen wir hier ganz klein. Sicherlich dachte er auch wieder an die wenigen Zentimeter, die zwischen Zeigefinger und Daumen mit Hut noch blieben.

Wer in einem Großbetrieb einen ganz hohen Vorgesetzten zu einem Wutanfall gebracht hat, der trägt einen Makel, er ist das Kalb mit zwei Köpfen. Der hört plötzlich an jeder Stelle: Ach, du bist es, du bist der, auf den der Obersteiger so schimpft. Komisch, du siehst so normal aus. So also sieht der Mann aus, der hier im Betrieb Selbstmord begehen will. Mal sehen, wie der in wenigen Wochen aussieht, sicherlich ganz klein mit Hut. Von jetzt an war ich der Mann, der fertiggemacht werden

sollte. Ich meldete mich am nächsten Morgen unten am Schacht. Der Aufseher erwartete mich schon. Er hatte die Funktion des Erfüllungsgehilfen, des Durchtreters. Der Obersteiger, ein gefürchteter Mann, wollte, daß der fertiggemacht würde, und er, der Aufseher am Schacht, der hatte mich fertigzumachen, obwohl er nicht ausdrücklich diese Order bekommen hatte. Aber er wußte, was die oben wollten, was man mit einem zu machen hat, der so etwas gemacht hatte. Alles hat im Betrieb seine Ordnung, auch die Ordnung des Fertigmachens ist geregelt.

»Na ja, da du ja nur morgens arbeitest, kannst du ja nicht wechseln.«

Eine Binsenweisheit des Aufsehers, doch mit der Binsenweisheit leitete er eine Gehässigkeit ein.

»Deshalb kann ich dich nur direkt am Schacht beschäftigen, du mußt dann die Wagen abziehen. In der neu eingeteilten Gruppe gab es verschiedene Arbeiten, leichtere und schwerere. Die schwerste und mieseste Arbeit war direkt am Schacht. Dort kamen mit präziser Genauigkeit die Förderkörbe heruntergeschossen, ein eisernes Tor öffnete sich, schwere Wagen mit Steinen beladen verließen den Förderkorb. Sie mußten mit der Hand noch ein wenig nachgezogen werden, es mußte darauf geachtet werden, daß sie nicht aus den Schienen sprangen. Sprangen sie aus den Schienen, mußten sie wieder hochgebockt werden. Aus dem Schacht schoß eine kalte, zugige Luft, denn gleichzeitig wurde der Betrieb unter Tage durch dieses Erdrohr belüftet. In den Wintertagen war mein Standort der kälteste im ganzen Betrieb. Schutzlos stand ich in dem kalten Zug. Selbst wenn es übertrieben klingt: im Schacht hingen meterlange Eiszapfen, so kalt war es hier. Wer direkt am Schacht arbeitete, der wurde nach einer Woche ausgewechselt, dann mußten andere eine Woche hier arbeiten. Dann wurden diese wieder ausgewechselt. Wer in der

Abteilung beschäftigt war, kam vielleicht alle acht Wochen mal dran, also alle acht Wochen eine Woche in der Kälte, jede Minute springen und Wagen abziehen. Für mich gab es keine Abwechslung, ich blieb am Schacht verbannt. Das war das Sibirien des Pütts.

Die Arbeit begann direkt am Morgen nach der Anfahrt der Bergleute. Bis gegen sechs Uhr zwanzig fuhren die Bergleute nach unten, dann begann die Kohlenförderung. Mit dicken Handschuhen stand ich am Schachtausgang, links verschwand der Förderkorb mit Kohlenwagen beladen ruckartig nach oben, er schoß fast aus dem Stand hoch. Ein leichtes Surren war zu hören, ich sah ein Seil pendeln, ein paar Sekunden Pause, der kalte Zugwind pfiß. Es gab keine Möglichkeit, dem Wind auszuweichen. Hier konnte ich auch kein Schutzschild aufbauen, nach ein paar Sekunden war der Förderkorb auf der rechten Seite schon da. Das eiserne Tor öffnete sich automatisch, mit lautem Lärm wurden die leeren Wagen aus dem Korb geschoben, sie rumpelten an mir vorbei. Zwei im obersten Satz des Förderkorbes, ein Klingelzeichen, der Korb hob leicht an, der nächste Satz. Wieder wurden zwei leere Wagen vom Korb geschoben, mit Kohle gefüllte Wagen drängten die leeren raus, ich zog sie an die Seite fassend an, sie bollerten weg. Beim Abziehen der Wagen war ich dem Windzug noch mehr ausgesetzt, weil ich dann ganz nahe am Schacht stand. Wieder ein Klingelzeichen, der Korb hob erneut leicht an, der dritte Satz war fällig. Der gleiche Ablauf, wieder Wagen ab ziehen, genau die gleiche Kälte, der gleichmäßige kalte Zug, Klingelzeichen, der vierte Satz. Wieder rumpelten die Wagen an mir vorbei, zwei volle füllten den letzten Satz des Korbes, jeder Korb hatte vier Sätze, also vier Etagen. Jetzt schloß sich das eiserne Gitter selbst. Aus dem Stand schoß der Korb nach oben, wieder sah ich in dem dunklen Schacht die unteren Seile pendeln. Ich trat für einige Sekunden zurück, um dem

Windzug auszuweichen. Ich meinte, er sei nach zwei Metern Abstand vom Schacht nicht mehr so stark. Vielleicht glaubte ich es auch nur. Dann war der nächste Korb da. Das eiserne Tor öffnete sich, zwei schwere Steinwagen wurden aus dem Satz geschoben, dunkel polternd schoben sie sich an meiner Seite vorbei. Klingelzeichen, der nächste Satz, die gleiche Arbeit, der beißende kalte Zug, wieder das Klingelzeichen, der nächste Satz, der dritte. Wieder die beiden Wagen, wieder das Klingelzeichen, wieder das leichte Anheben des Förderkorbes zum nächsten Satz, zum vierten. Klingelzeichen, Eisentor vorschieben, zurücktreten, einige Sekunden warten, der nächste Korb war da. Vergangen waren mit der Abfertigung von zwei Körben insgesamt vielleicht drei Minuten, zehn Prozent einer halben Stunde; drei Minuten von vierhundertachtzig Minuten, denn vierhundertachtzig Minuten dauerte die Tortur pro Tag. Acht Stunden lang, die gleichen Bewegungen, schwere körperliche Arbeit, schneidende Kälte, Dreck in den Augen. Und das Bewußtsein: das mußt du machen, weil ein Obersteiger es so will. Niemand hilft dir, im Gegenteil, wer so was machen muß, gilt als schwach, als bestraft, an dem kann sich ein Aufseher auslassen. Nicht etwa mit wüsten Beschimpfungen, dagegen könnte man sich wehren, die Aufseher bedauerten immer wieder, daß ich diese Arbeit machen müßte, weil ich ja nicht auf die Mittagschicht wechsle. Sie würden mich ja gern auch einmal auswechseln, aber ich müßte doch selbst einsehen, daß das nicht ginge. Das trugen sie mir freundlich vor, doch ihre Freundlichkeit war reiner Zynismus. Ich weiß nicht, ob der Obersteiger es so wollte, vielleicht dachten sie, daß er es so wollte. Der Obersteiger selbst hielt sich sehr oft am Schacht auf. Es war die Nahtstelle des Betriebes, hier konnte der Nerv der Produktion getroffen werden. Gab es hier Pannen, konnten die Kohlenhauer zwar schufteten, aber die Kohle

kam nicht nach oben, das war der wichtigste Engpaß, der Zentralnerv. Deshalb wurde hier die Unterordnung unter die Produktion besonders hart betrieben. An kaum einer Stelle war der Arbeitsrhythmus so vorgegeben wie hier, die Korbfolge in Abständen von wenigen Sekunden, erster Satz, wenig Sekunden, blitzschnell zupacken, ein hastiger Blick: Die leeren Wagen waren raus. Das Klingelzeichen, kurz und schnell, schon zog der Korb an, zweiter Satz, hastig, schnell, geübte Griffe, ein Blick, ein Zeichen, schon hob er ab zum dritten Satz. Die gleiche Prozedur mit gleicher Hast, die Griffe saßen wie beim Gewehrpräsentieren in der Paradearmee. Der vierte Satz, das Eisentor schließen, vielleicht zwanzig Sekunden Pause. Wenn die Abfolge nicht so klappte, konnte das errechnete Fördersoll nicht geschafft werden, mit jeder kleinen Panne kamen zwei Tonnen weniger nach oben. Jeder Korb hatte acht Tonnen, der Satz demnach zwei. Da kam die Lust auf, den Betriebsablauf zu stören: In die Luft sprengen und so. Das war aber nicht möglich, es gab zu wenig Möglichkeiten, hier zu stören. Der einzig schwache Punkt des Ablaufs war kaum zu beeinflussen: wenn die Wagen aus den Schienen sprangen. Sprang aber einer aus den Schienen, dann freute ich mich. Dann versuchte ich alles, damit er nicht wieder so schnell in die Schienen kam. Ich tat dann so, als bemühte ich mich, ihn mit einem Heber hochzukriegen, tatsächlich bemühte ich mich aber gar nicht. Ich spielte nur Anstrengung im Gesicht, nichts tat sich. Es wurde vom Aufseher Hilfe herbeigeholt. Statt den Wagen mit vereinten Kräften zu heben, drückte ich ihn runter, das alles verzögerte den Ablauf. Es mußten noch einige Personen geholt werden, während dieser Zeit stand die gesamte Förderung still, nichts tat sich. Ich frohlockte innerlich. War der Obersteiger selbst in der Nähe, lief er vor Nervosität um den Wagen, das freute mich. Wenn es dann gar nicht klappen wollte, dann setzte er sich selbst ein. Er

versuchte, mit beiden Händen mitzuheben, und das war schon ein Ereignis!

Ich glaube, dann versuchten andere auch, ihn mal schufteln zu lassen. Darüber habe ich nie mit meinen Kumpeln gesprochen, doch ohne Absprache werden einige auch nur so getan haben, als würden sie sich bemühen, damit der Obersteiger mal von Zeit zu Zeit erfahre, was körperliche Arbeit ist. Es waren die kleinen Kniffe der Unterdrückten gegen den persönlichen Unterdrücker. Der Obersteiger führte Unterdrückung nur fort, er wurde von der Betriebsleitung auch getrieben. Aber selbst die Betriebsleitung war nicht Besitzer des Unternehmens, die richtigen Unterdrücker, die kannten wir gar nicht.

Unter den Umständen war die Arbeitszeit von acht Stunden ungewöhnlich lang. Weil es keine Unterbrechung gab, keine Abwechslung, Pannen passierten selten, denn das waren die einzigen Abwechslungen. Wenn ich Feierabend hatte, genoß ich beim Waschen besonders lange das warme Wasser unter der Dusche. Ich hatte einen ganz kalten Körper, der bekam unter der Dusche erst wieder Leben. Ganz allmählich, langsam, aber es war angenehm, ganz allmählich die Rückkehr des Lebens zu spüren. Wenn ich nach Hause kam, war ich müde. Direkt nach dem Essen legte ich mich hin. Dann schlief ich erst einmal bis kurz vor achtzehn Uhr. Gegen achtzehn Uhr wurde wieder gegessen. Dann ging es in die Stadt, zum Kino oder zur Freundin.

An einigen Tagen in der Woche ging ich ins Gewerkschaftsheim. Hier gab es Veranstaltungen, Diskussionen, Besprechungen, Planungsgespräche für gemeinsame Vorhaben. Spätestens um zweiundzwanzig Uhr lag ich im Bett, denn schon vor fünf Uhr rasselte wieder der Wecker.

An den Sonntagen wurde es mir am späten Nachmittag meist übel, dann dachte ich fast ununterbrochen an den Montag, an den zugigen Schacht, den Rhythmus der Korbfolge und an die Tatsache, daß ich fertiggemacht werden sollte.

Die Qualen des Sommers

Urlaub gab es vierzehn Tage im Jahr. Jeder war bemüht, seinen Urlaub im Sommer zu bekommen. Man mußte den Urlaub beantragen, über die endgültige Zeit entschied der Betrieb, nach seinen Interessen. Im Winter nahm niemand Urlaub, selbst der Begriff Wintersport war kaum bekannt. Man wußte aus Illustrierten: reiche Menschen machen im Winter Urlaub, und Winterurlaub war ein besonders teurer Urlaub. Die wenigsten fahren während des Urlaubs weg. Viele verbrachten ihn zu Hause, dann schliefen sie sich aus. Einige fuhren tagsüber in den nahen Wald, wenn es dort ganz still war, weil die anderen arbeiten mußten. Andere besserten in dieser Zeit den Taubenstall aus, oder den Gartenzaun. Ein Nachbar tapezierte dann seine Wohnung. Die Eltern waren es nicht gewohnt, im Urlaub wegzufahren. In meiner Generation wurde es anders. Der Pütt machte es möglich. Wir fuhren klassenweise nach Borkum oder nach Schellenberg bei Berchtesgaden. Während des Urlaubs wohnten wir in Zimmern zu fünfzehn, mit doppelstöckigen Betten, mit Aufsehern vom Pütt, gedeckelt mit den Drohungen, strafweise nach O. geschickt zu werden, wenn wir uns nicht angemessen verhielten.

Aber man kam raus. Die Rückkehr war jeweils schlimm. Die Wiedereinführung in den Rhythmus des grauen Lebens zu Hause, der Sommer wurde zur Qual. Im Sommer wuchs das Bedürfnis, hier abzuhauen, einfach nicht mehr zum Pütt zu gehen. Das Fahrrad nehmen, einige Sachen draufpacken, ein Zelt vielleicht, ein paar warme Sachen, sonst nichts. Man hatte ja auch nicht mehr. Es war nicht teuer, seine Zelte in O. abzubauen, materielle Werte hatte niemand, kein Haus, kein Gut, nicht einmal Möbel. Was man tatsächlich besaß, das konnte man transportieren. Also konnte es heißen: weg

hier, einfach alles abrechnen, die Vergangenheit abstreifen wie die staubigen Schuhe nach der Wanderung. Aufs Fahrrad steigen und wegfahren, ohne ein Ziel. Einfach nach Süden fahren, wo alles leichter ist, sonniger, grüner, fröhlicher. Einfach morgens wegfahren, vorbei an den gebeugten Figuren, die murrend zur Zeche gingen, die kaum grüßten, kaum miteinander sprachen, sich kaum ansahen, kaum lebten. An ihnen vorbei, unbeschwert und frei, sie überholend, wenn sie gebeugt zur Zeche gehen, ab in Richtung Süden. Durch die Ortsmitte, langsam einen Hang hoch, bis zum Ortsrand, dann einbiegen in die sogenannte Verbandsstraße. Die große Straße, die zu anderen Städten führt, die größer und schöner sind als unsere. Wo mehr los ist. Wenn man auf dieser Straße ist, dann blickt man noch einmal nach rechts, zurück auf den Ort, der rechts leicht abfallend in einer Mulde liegt. In der Mitte des Ortes der gewaltige Pütt, alles überragend, auch die Kirchtürme, damit jeder sieht, wer hier in dem Ort den Takt bestimmt: der Pütt, der langgestreckt und gewaltig in der Stadt liegt. Er wird weißen Dampf ausstoßen. Ein Zeichen, daß die anderen seiner Sirene gefolgt sind, die anderen, die sich nicht freimachen konnten, die keinen Mut hatten, beim Taubenschlag blieben, bei der Freundin, die deshalb immer langweiliger wurde, weil sie über ihre Schwierigkeiten redete, über ihren Ärger mit der Chefin im Betrieb, dem Vater, der sie am liebsten einsperren möchte, der Mutter, die zu oft von Hochzeit spricht. Die Freundin, die immer wieder Angst vor dem Kinderkriegen hat, obwohl man es schon seit Monaten mit ihr treibt, die immer nach den Gummis fragt, oder ob man ihn auch ganz bestimmt vorher rausziehe. Soll sie einen anderen langweilen mit ihren Problemen, mit ihren Ängsten beim Vögeln. Gut, die Mutter wird heulen, weil sie nicht weiß, was Freiheit bedeutet, sie kennt die Welt ja gar nicht. Hat sie schon mal die Alpen gesehen? Auf

Postkarten. Hat sie schon mal ein bayerisches Gasthaus gesehen? Wo man in der Gaststätte essen kann? Nein, hat sie nicht. Sie kennt nur die Bierkneipen. Und von denen hält sie nichts. Hat sie schon mal den Rhein gesehen? Nein, hat sie nicht. Den Kölner Dom? Auch nicht. Nicht einmal das Sauerland, höchstens mal den Möhnesee. Sie hat ein wenig von dem geschnuppert, was jetzt vor einem liegt, direkt vor dem Vorderrad.

Und das läuft geradewegs in Richtung Süden, wo es Wälder gibt, durch die man erst nach Tagen kommt. Wo es grüne Wiesen gibt, die an keiner Stelle durch eine Fabrik zerstört sind, wo es überhaupt keine Fabriken gibt. Und da haben sie immer eingehakt: Keine Fabriken, also keine Arbeit, keine Arbeit heißt Armut, Armut heißt Hunger. Und merkwürdigerweise heißt es auch frieren. Aber frieren doch nicht im Süden, denn Süden heißt Sonne, immer schönes Wetter, gute Laune, Lebensfreude, saftige Weiden. Wenn es mal regnet, dann nur, um die Weiden noch grüner werden zu lassen. Das alles gilt es zu erreichen. Morgen früh mit dem Fahrrad. Oder spätestens übermorgen, oder überübermorgen, im Herbst, im nächsten Jahr, auf jeden Fall im nächsten Sommer ...

Nach mehreren quälenden Sommern ging es dann nicht mehr, weil die langweilige Freundin die Frau geworden war, weil er doch mal zu spät herausgezogen wurde, weil es Möbel gab. Hätte man sich damals im Sommer einfach aufs Rad geschwungen und wäre gefahren, einfach nach Süden.

Der Unfall

Der Unfall passierte an einem Dienstag, einem Karnevalsdienstag, also einen Tag nach Rosenmontag. In der zweiten oder dritten Stunde nach Arbeitsbeginn. Der Mann, der tödlich dabei verunglückte, hieß Karl Heinz Zawar, wir nannten ihn Fänna.

...

Mein Bruder arbeitete mit Fänna Zawar im gleichen Revier. Vor Kohle, wie es hieß. Vor Kohle waren jene, die direkt an der Kohlenwand arbeiteten. Fänna Zawar arbeitete eine Station über meinem Bruder, jeder hatte einen bestimmten Abschnitt zu bearbeiten.

Der Kohlenflöz verlief schräg von oben nach unten, deshalb arbeitete Fänna Zawar über meinem Bruder. Die letzte Stunde des Fänna Zawar hat mein Bruder neben ihm erlebt. Sie kannten sich von Anfang an, denn beide hatten, seit sie sich erinnern konnten, nur auf dieser einen Straße in O. gewohnt. Jeder kannte die Stimmungen des anderen, wußte ihn einzuschätzen. Entgegen seiner Art war Fänna Zawar in der letzten Stunde seines Lebens unzugänglich, knurrig, abweisend. Verständlicherweise ärgerte er sich darüber, daß er an diesem Tag arbeiten mußte. Er war auf den Karnevalszug eingestellt und hatte keine Lust, statt dessen in der Hitze zu arbeiten.

...

Fänna Zawar und mein Bruder fuhren nach unter Tage, wortlos standen sie nebeneinander auf dem Förderkorb. Als sie durch die Strecke unter Tage gingen, suchte Fänna Zawar keinen Kumpel, mit dem er flachsen konnte, er ging allein, blickte zu Boden, kapselte sich ab. »Fänna, ist was?« hatte mein Bruder gefragt. Ihm war das Verhalten von Fänna aufgefallen. »Ach, Scheiße«, hatte er nur gesagt, aus seiner Haltung war abzuleiten, daß er nicht weiter reden wollte, er wollte in Ruhe gelassen werden.

Schweigend gingen sie weiter, bis in den Streb, dann begaben sie sich an ihre jeweilige Kohlenwand. Fänna Zawar oberhalb, mein Bruder unterhalb. Es folgte das übliche Lichtsignal, das hieß: Vorsicht, das Förderband wird in Bewegung gesetzt. So geschah es auch. Mit dem üblichen Getöse übertönte das stählerne Band selbst das harte Rattern des Abbauhammers. Mein Bruder beschäftigte sich ganz mit dem Abbau der Kohle, jeder Kubikmeter brachte für ihn Geld. Nach ungefähr einer halben Stunde kam ein riesiger Stein über das stählerne Förderband, er lag etwas quer und drohte, die Stempel einzureißen, die das Hangende halten. Das Hangende ist gewissermaßen die steinerne Decke des Raumes, in dem der Bergmann unter Tage schuftet. Da der große Stein erheblich über den Rand ragte, versuchte mein Bruder, ihn in das Förderband zu drücken. Überrascht war er, als er plötzlich eine feuchte Hand hatte. Er blickte auf seine Hand, Kohlenstaub, schwarz und naß, nicht feucht. Wasser gab es hier nicht. Mein Bruder blickte hinauf zu Fänna Zawar, der saß zwischen den Stempeln, ganz ruhig, zusammengesunken. Fänna«, rief mein Bruder gegen den Lärm an. Es war nicht normal, daß er da so saß. Der nasse Stein hatte meinen Bruder auch in Aufregung versetzt, er geriet in eine Art Panikstimmung, er gab Signal, sofort stand das Band still. Im nächsten Augenblick herrschte eine absolute Stille, denn alle hörten auf zu arbeiten, weil das Band stand. »Fänna, Fänna«, rief mein Bruder. Fänna Zawar saß zwischen den Stempeln. Er blickte nicht auf, mein Bruder hastete nach oben. Als er bei Fänna Zawar war und ihn berührte, fiel er nach hinten. Wieder hatte mein Bruder nasse Hände. Jetzt sah er, was der Grund der Nässe war: es war Blut. Fänna Zawar hatte klaffende Wunden. Mein Bruder gab Lichtsignale, sofort kam eine hektische Unruhe auf.

Mit beachtenswerter Eile spielte sich dann das Geschehene ab. Überraschend schnell wurde eine blecherne Liege herbeigeschafft. Die Liege hatte Kufen. Fänna Zawar wurde auf die Liege gehievt, dann wurde er festgeschnallt, man zog ihn den Streb hinunter. Unten in der Strecke stand schon eine Grubenlokomotive mit einem Wagen. Alle Strecken wurden gesperrt, mein Bruder brachte Fänna Zawar bis zu dieser Lokomotive. Dann fuhr der kleine Verletztzug mit atemberaubender Geschwindigkeit durch die für jeden Transport gesperrten Strecken. Auch der Förderkorb am Schacht stand seit Minuten bereit, die Kohlenförderung des Pütts war unterbrochen worden, es ging alles nahtlos ineinander über. Mit heulenden Sirenen fuhr der Krankenwagen in die Kreisstadt.

Es hatte alles nichts genutzt. Fänna Zawar war unter Tage von dem Stein erschlagen worden. Der Stein war von vorn aus dem Hangenden gekommen, hatte ihn zwischen die Stempel gedrückt und dabei erschlagen. Dann hatte sich der Stein selbständig gemacht, war am Förderband hinuntergerutscht. Die Bergleute nennen solche Steine Sargdeckel. Fänna Zawar muß sofort tot gewesen sein.

Mein Bruder verließ seinen Arbeitsplatz. Er hatte sich einige Male übergeben müssen. Zwar blieb er noch unter Tage, er tat aber nichts mehr, er saß nur noch so da.

An diesem Karnevalsdienstag 1957 hatte ich Morgenschicht. Gegen 13 Uhr kamen wir wieder ans Tageslicht. An der Lampenbude werden die Bergmannslampen abgegeben. Hier erfährt man wichtige Neuigkeiten.

»Es hat einen Toten gegeben.« Das war ein Satz, den ich schon von meinem Vater kannte. Das pflegte er immer zu sagen, wenn er beim Essen saß und es einen Toten gegeben hatte.

Als ich in die Kaue kam, hörte ich, Fänna Zawar sei tödlich verunglückt. Ein Kumpel hatte es einem an-

deren gesagt, nicht mir. Ich schnappte den Satz nur auf. Von diesem Augenblick an machte ich alles nur noch mechanisch. Ich ging mechanisch weiter, setzte mich eine Zeitlang auf die Bank, hörte die Gespräche der anderen wie durch eine schallschluckende Wand, lediglich als wabberndes Geräusch, Worte hörte ich nicht. Dann zog ich mich mechanisch aus, wusch mich, zog mich wieder an, verließ den Pütt, grüßte niemand, sah niemand, ging mechanisch nach Hause.

»Fänna Zawar ist tot«, sagte ich zu meiner Mutter. »Da«, sagte sie und zeigte auf meinen Bruder. Der saß vor einem gefüllten Teller, aß aber nichts. Er stierte nur auf den Tisch. Sein Gesicht war wächsern, das Kinn zitterte, so wie es kurz vor dem Weinen ist.

»Der einzige Junge«, sagte meine Mutter, doch wohl mehr zu sich selbst. Dann ging sie daran, mir Essen auf den Teller zu füllen. »Wo sie doch alles für den Jungen getan haben.« Sie meinte die Eltern. »Und dann so was. Der einzige Junge.« Ob es einem leichter fällt, wenn man zwei hat, dachte ich. Essen konnte ich nicht. Mein Bruder und ich saßen am Tisch, keiner aß, meine Mutter setzte sich auf einen Stuhl, sie dachte nach, sie sprach einzelne Sätze, aber nur für sich. Sie erwartete zumindest keine Antwort.

»Die junge Frau, mein Gott.« Sie waren ja erst ein paar Wochen verheiratet. »Das Kind ohne Vater. Die junge Frau war schwanger. Er soll sich ja so darauf gefreut haben. Und jetzt das. Er wird es nicht sehen. Als kleines Kind war er so krank. Da haben sie ihn durchgekriegt.«

Sie dachte und sprach, Erinnerungen gingen durch ihren Kopf, das Radio schwieg, niemand griff zur Zeitung, keiner aß.

»Nun eßt doch«, sagte meine Mutter. Sie sagte es weniger als Aufforderung, sie sagte es einfach so.

Mein Bruder verließ später die Wohnung. Er ging in den Wald. Ich selbst habe mich auf die Couch gelegt, dann war ich eingeschlafen. Fänna Zavar habe ich nicht mehr gesehen. Ich weiß nicht, ob der Sarg überhaupt geöffnet worden ist. Mein Bruder arbeitete einige Tage nicht, viele Jungen unserer Straße blieben der Arbeit fern. Einige nahmen einfach ihren Urlaub, sie wollten nicht runter, sie konnten es nicht über sich bringen, nach unter Tage zu fahren. Der Arzt hatte einige krank geschrieben. Sie waren tatsächlich krank, krank von Betroffenheit und Angst.

Fänna Zavar hatte das, was man bei uns eine große Beerdigung nennt: Mit Musikkapelle, Fahne auf dem Förderturm, großer Beteiligung, denn er war beliebt in der ganzen Stadt. Als man den Sarg hinunterließ, wurde ein Schwarm Tauben aufgelassen. Es war ein zu Herzen gehendes Geräusch. Drei Wochen nach dem tödlichen Unfall von Fänna Zavar habe ich gekündigt.

Als Hamlet die Seilfahrt verzögerte

Im Saal knarrten die dunklen Wiener Caféhausstühle und überlagerten damit oft die klassischen Texte. Vorn auf der traditionellen Guckkastenbühne agierte mit dem jungen Will Quadflieg einer der Großen des Bühnenlebens als Hamlet. Der Saalbau in Recklinghausen mit seinen beeindruckenden Marmorsäulen war dicht gefüllt. Draußen rumpelte gelegentlich die Straßenbahn vorbei, dann vibrierte der Fußboden. Wir schrieben das Jahr 1955.

Arbeiter, insbesondere Bergleute, sollten mit den Ruhrfestspielen an die Hochkultur herangeführt werden. Als Bergknappe saß ich nervös auf einem engen leichten Stuhl im Dunkeln. Unruhig war ich nicht wegen Will Quadflieg oder der zarten weißgekleideten Blondine Hilde Mikulicz als Ophelia. Auch die herbe Elisabeth Flickenschildt in ihrer Rolle der Gertrude faszinierte mich nicht. Inszeniert hatte den Hamlet Karl Heinz Stroux. Die Vorstellung dauerte über meine Seilfahrt zur Nachtschicht auf der Zeche um 22 Uhr, und das machte mich flatterig.

Meine Kumpel fuhren um diese Zeit hinunter. Ihre und meine Arbeitsstelle war der Füllort auf der 700-Meter-Sohle des Schachtes 3, Bergwerk Ewald-Fortsetzung in Oer-Erkenschwick. Über meine Gewerkschaft hatte ich die Eintrittskarte bekommen. Abgeholt hatte ich sie auf dem Betriebsratszimmer. Den geringen Betrag kassierte die Sekretärin Olga Eckstein (1920-2000). Sie war mehrfache Deutsche Meisterin im Kunst- und Turmspringen. »Viel Spaß«, sagte die gebildete Frau und sah mich mit ihren dunklen Augen aufmunternd an. Ein aus meiner damaligen Sicht alter Bergmann, der Sozialdemokrat Willi Pachollek (1910-2003), Gewerkschafter aus tiefster Überzeugung, riskierte für meinen Drang zur

Kultur seine fristlose Entlassung. Er bot an, meine Kennnummer abzuheben. War die in der Markenbude ausgehändigt, galt der Bergmann als anwesend und angefahren. Es war bei Strafe der fristlosen Entlassung verboten, für einen anderen das runde nummerierte Blech entgegenzunehmen.

Ich baute auf Willi Pachollek, saß im Städtischen Saalbau von Recklinghausen unter gut gekleideten Theaterbesuchern und spürte einen trockenen Rachen vor Angst. Als sich am späten Abend der Vorhang zum Schlussapplaus senkte, spurtete ich als Erster seitlich aus dem länglichen Bau. Hastig hatte ich die hell erleuchtete Gaststätte des Hauses hinter mich gebracht, auf dem angrenzenden tiefdunklen Parkplatz standen nur wenige Autos. Als Besucher der Ruhrfestspiele war ich die sieben Kilometer zwischen der Werkswohnung, gelegen an der Knappenstraße in Oer-Erkenschwick, und dem Saalbau von Recklinghausen auf einem Moped angereist. Es war eine helle NSU-Quickly. Sie gehörte meinem Bruder. Der hatte mir grundsätzlich verboten, sein Gefährt zu benutzen. Im Wissen, dass er wegen der harten Arbeit früh schlief, hatte ich das Moped aus dem Stall hinter dem Haus gezogen. Von der dünnen Achse des Vorderades führte ein Kabel zu dem Tachometer am Lenkrad. Das schraubte ich am Rad heraus, die nun funktionslose Schnur band ich mit einem Bindfaden an die Gabel. In der Dunkelheit raste ich nach der Vorstellung, gekleidet in meinen einzigen schwarzen Anzug, nach vorn gebeugt auf der NSU-Quickly über das Kopfsteinpflaster an den Wällen von Recklinghausen, weiter durch die schon münsterländische Landschaft des nördlichen Reviers. Aus der Ferne sah ich, wie das Bergwerk Ewald-Fortsetzung sich hell erleuchtet als pulsierende Stätte der Arbeit aus der dunklen Stadt erhob. Das Moped wurde zurück in den Stall geschoben. Schweine hielten wir nicht mehr. Routiniert stöpselte ich das Kabel wieder ein.

Schnell hinauf in die Wohnung, ich sah in das ängstliche Gesicht der Mutter. Über Hamlet wollte sie nichts wissen. Herrisch verweigerte sie mir die Alltagskleidung. Dazu reiche die Zeit nicht, erklärte sie. Die blecherne Kaffeepulle drückte ich in die Jackentasche des Festtagsanzugs. Ebenso meine Brote, die sie in das Papier der Heimatzeitung gepackt hatte. »Wenn das mal gut geht«, jammerte sie mir nach. »Der Willi Pachollek hält schon dicht«, beruhigte ich sie und mich.

Außer mir war kurz vor 23 Uhr kein Bergmann in der Kaue. Von der Höhe seines Aufsichtpodestes betrachtete mich der Kauenwärter. Wer kam in einem schwarzen Zweireiher, mit weißem Hemd und Schlips zur Arbeit unter Tage? An der Kette ließ ich die schmutzige Grubenkleidung herunter. Unter der Aufsicht des weiterhin irritierten Mannes auf dem Podest zog ich mich um. Meine Festtagskleidung wurde als Bündel verschnürt an die Kauendecke gezogen. Die Grubenlampe bekam ich ohne Rückfragen an der Lampenbude zugeschoben, heftig atmend erreichte ich die Hängebank des Schachtes 3. Es wurden in Teckeln Grubenhölzer verladen. Der Anschläger war eingeweiht. Für den kulturinteressierten Bergmann machte er einen Satz des Förderkorbes frei. Er signalisierte dem Fördermaschinisten: Personenfahrt. Langsam senkte sich der eiserne Korb in die schwarze Tiefe des Schachtes.

Am Füllort unten flackerte ein funzliges Licht. Es war warm. Die Wetter wirkten selbst hier schon verbraucht. »Na, wie war es bei die Ruhrfestspiele?« Willi Pachollek strahlte mich an. Die anderen Kumpel in der Kolonne interessierte Kultur nicht. Aber einer fragte, ob denn mein Bruder wegen des »geklauten« Mopeds was gemerkt habe. Wir schoben Wagen zusammen für einen Materialzug, der in das Innere des Bergwerks startete. Einige Tage später fragte mich im Betriebsratszimmer Olga Eckstein, ob mir »denn der Hamlet gefallen« habe.

Ihre schönen Augen blitzten. Sie wird von der krummen Sache gewusst haben. Aber sie sagte nichts. Ehrensache war das.

Auch mein Nachbar Paul Gerning (1905-1979) hatte Beziehungen zu den Ruhrfestspielen, ohne sie je besucht zu haben. Er war aus Recklinghausen in unseren Ort gezogen und wohnte unter uns in dem Koloniehäus. Gelegentlich erzählte er im Garten sitzend aus seinem Leben. Politisch war Paul Gerning links. Zu Beginn der Nazizeit befestigte der schwindelfreie Bergmann unter dem Schutze der dunklen Nacht an der Spitze eines schlanken Schornsteins einer an der Stadtgrenze von Recklinghausen gelegenen Ziegelei eine rote Fahne. Die knatterte am Morgen, von den braunen Machthabern als frech empfunden, im Wind. Es soll zwei Tage gedauert haben, bis sich ein Brauner daran wagte, sie vom langen Kamin zu holen. Ebenfalls in der Finsternis spannte Paul Gerning mit Gesinnungsgenossen nach einer exakten Berechnung ein Drahtseil zwischen zwei Bäumen über die Straße. Als ein Lastwagen mit betrunkenen singenden SA-Männern in sie einbog, unterfuhr das Führerhaus den Draht, der räumte die auf der Ladefläche stehenden Nazis ab aufs Straßenpflaster. Paul Gerning erkundigte sich im Garten, die Tauben im Blick, wie es bei die Ruhrfestspiele war, aber Hamlet interessierte ihn nicht. Der kräftige Mann wurde direkt nach dem Krieg als typischer Bergmann von einem Künstler fotografiert. Eines Tages sprach ihn der Steiger an, ob er schon gesehen habe, er sei »von die Ruhrfestspiele fotografiert worden«. Auf dem Titelblatt der Festspielzeitschrift war unser Nachbar in einer gekonnten Schwarzweißfotografie zu sehen. So wie ihn meine Mutter beschrieb: »Ein Kerl wie ein Baum.« Darunter hieß es: »Ein Recklinghäuser Bürger«. Die hätten für die unabgesprochene Veröffentlichung »enorm was blechen müssen«, blieb der Nachbar

bis zuletzt überzeugt. Seine Beziehungen zu den Ruhrfestspielen verharteten bei der unrichtigen Annahme, er hätte von denen viel Geld bekommen können.

Weil Paul Gerning ein beeindruckender Bergmann war, entdeckte ihn ein Bildhauer. Den Künstler beschäftigte die Firma Krupp in Essen. In einem Atelier nahe der Villa Hügel stand unser Nachbar während der Arbeitszeit Modell. Dabei entstand das Foto. Später wurde Paul Gerning ein Denkmal. Zur Erinnerung an die Opfer eines Grubenunglücks auf der Zeche General Blumenthal von Recklinghausen wurde er in Stein gemeißelt aufgestellt. Auf dem Friedhof am Börster Weg der Festspielstadt steht er zum Gedenken an andere.

Die Heranführung der Arbeiter an die Kultur erlebte ich noch einmal. Wieder besuchte ich eine Aufführung der Ruhrfestspiele. Ihr Leiter war Otto Burrmeister (1898-1966). Er gehörte zu der Delegation Hamburger Theater-schaffender, die im harten Winter 1946/47 ins Ruhrgebiet gereist war, um Kohlen für die unbeheizten Theater der Hansestadt zu organisieren; was damals auch als Begriff für illegale Beschaffung benutzt wurde. Bergleute besorgten Kohle für Hamburg.

Über die Geburt der Festspiele heißt es in ihrem Report von 1971 über das Jahr 1947: An dem Dankgastspiel beteiligten sich alle drei Hamburger Bühnen. Die Stadt Recklinghausen hilft ... bei der Unterbringung der vielen Mitwirkenden in Privatquartieren, bei der Beschaffung der Verpflegung und stellt den Städtischen Saalbau für die Aufführung zur Verfügung. Gegeben werden die Opern Figaros Hochzeit und Don Pasquale, zusätzlich Theaterstücke von Anton Tschechow und Leo Tolstoi. Beeindruckt durch die Begeisterung schlägt der Hamburger Bürgermeister Max Brauer auf der Zeche König Ludwig 4/5 vor, dieser Begegnung von Bergleuten und Künstlern Dauer zu verleihen und in Recklinghausen Festspiele durchzuführen. Otto Burrmeister wurde als

Kulturreferent beim Bundesvorstand des DGB in Düsseldorf angestellt. Er nannte sich Leiter der Ruhrfestspiele, residierte in einer Villa an der Cäcilienallee und drückte die Klassiker ins Programm. Goethes Iphigenie auf Tauris mit Maria Wimmer in der Hauptrolle erreichte 1956 die schwer schuftenden Bergleute nicht. Sie nannten es ein Quasselstück.

Es klingelte das Telefon im Betriebsratszimmer des Bergwerks Ewald-Fortsetzung. Sekretärin Olga Eckstein verband mit dem Betriebsratsvorsitzenden Willi Winter. »Auf Willi«, so berichtete sie, habe das Gespräch begonnen. »Auf« für den Gruß »Glück auf«. »Auf Otto, was kann ich für dich tun?« Otto erklärte unumwunden, er brauche für den übernächsten Abend 50 Leute, es laufe nicht so im Saalbau. Die Polizeischüler weigerten sich, öfter hineinzugehen. Obwohl sie dafür Geld bekamen.

Auf 50 Kennnummern der Morgenschicht wurden Zettel gehängt. Die kluge Olga Eckstein suchte die Personen nach ihrem hervorragenden Gedächtnis aus. Auf dem Papierchen stand von ihr geschrieben, der Bergmann solle sich im Betriebsratszimmer melden. Hier befahl Olga Eckstein in Abwesenheit von Willi Winter, der Mann solle »im schwarzen Anzug um 19 Uhr bei Kausch an der Ecke stehen«. Walter Kausch hieß der Wirt einer Gaststätte am Ortsrand. An dem Sommerabend standen 50 Bergleute fein gekleidet vor dem Lokal. Es fuhr jener Bus vor, in dem sonntags die Kicker der 1. Mannschaft zu den Auswärtsspielen kutschiert wurden. Neben mir saß während der Fahrt und später auf einem engen leichten Stuhl im Saal Peter Schuch (1920-2002). Der gelernte Schneider war nach dem Krieg auf dem Bergwerk gelandet.

Von den 50 per Ukas ausgesuchten Theaterbesuchern interessierte er sich stärker für Theater als die anderen,

für die war Fußball wichtiger. Er hatte bei den Festspielen als Schneider für Bühnenkostüme gearbeitet. Nach Shakespeare kam für mich nun Goethe. Shakespeare hatte ich trotz der Angst wegen der möglichen Entlassung von Willi Pachollek und mir als spannend empfunden, aber Goethe langweilte 49 mir bekannte Bergleute und mich. Während der Pause empfahl der kunstinteressierte Kumpel Peter Schuch, wir sollten uns in der Gaststätte Ridder des Saalbaus an den Tresen stellen und einen heben. Zurück nach Hause konnten wir nicht, der Bus war erst zum Schlussapplaus bestellt.

Maria Wimmer stand in einem weißen Gewand auf einer abfallenden stufenlosen Schräge. »Eine Treppe ohne Stufen und Geländer«, so beschrieb sie einer von uns. Maria Wimmer erinnerte Peter Schuch an eine Frau im Nachthemd, die abends auf der Treppe lauere und ihren Mann absaue, der gerade angesäuselt von Walter Kausch komme. Der Quasselfrau habe nur noch die Nudelrolle in der Hand gefehlt.

»Prösterken!«

»Na, dann: Prösterken!«

Olga Eckstein berichtete, am anderen Tag habe Otto Burrmeister angerufen. »Auf Willi«. »Auf Otto«, wiederholte sie das Telefongespräch. »Willi«, habe Otto gesagt, »ich bedanke mich sehr für deine Unterstützung. Alle 50 waren da.« Der Betriebsratsvorsitzende antwortete: »Keine Ursache. Wenn wieder was ist, ruf an, Otto.« »Danke, werde ich tun. Auf Willi.« »Auf Otto.« Am Ende der Saison las ich in der regionalen Zeitung, Iphigenie hätte viel Zuspruch gehabt.

Am Recklinghäuser Saalbau fuhr eine Straßenbahn vom Hauptbahnhof nach Dorsten vorbei. Helmuth de Haas, Feuilletonchef der Zeitung Die Welt, schreibt 1959 über den Saalbau von Recklinghausen: »In der Aufführung eines Ruhrfestspieljahres saß ein wackerer Straßenbahnführer. Er hatte Abend für Abend die rappende, rüde

Trambahn am Saalbau vorbeimanövriert. Nun war die Freikarte fällig geworden. Er, der lautlos zu fahren gelernt und geübt hatte, eigens für Mr. Shakespeare und die Recklinghäuser Ruhrfestspiele, er saß da und glühte vor Eifer. In Abständen zog er die Uhr aus der Tasche. War seine Tram zu hören? War sie zu hören? Gott sei Dank – nein!«

Die Inszenierungen der Ruhrfestspiele liefen noch in den 60er Jahren vornehmlich an Weihnachten im Fernsehen. Otto Burrmeister war zu der Zeit fest überzeugt, über den Bildschirm würden die Klassiker die Arbeiter erreichen. »In einigen Jahren«, schwärmte der Mann mit einer riesigen weißen Mähne auf dem Kopf, »werden die Bergleute Goethe, Schiller und andere Klassiker rezitieren.« Bertolt Brecht nicht – der war für Burrmeister ein Kommunist aus der Ostzone.

In Anlehnung an einen Löwen in Vorspannen von Spielfilmen wurde der Festspielleiter auch Otto Goldwyn Meyer genannt. Den Grauhaarigen prägte eine positive Penetranz – er bettelte bei Behörden und Verbänden um finanzielle Zugaben für den Bau eines neuen Festspielhauses auf dem so genannten grünen Hügel. Jeden Tag in der Frühe nervte er zu Arbeitsbeginn die Maurer mit seinen Besuchen an der Baustelle. An einem Morgen forderte Otto Burrmeister, dass die Säulen vor dem Haupteingang einen halben Meter über dem Boden eine Schräge aus Beton bekämen. Mitarbeiter der Festspielleitung fragte er, ob sie wüssten, warum es an den Mauern französischer Kirchen auf den letzten 50 Zentimetern diese Schräge aus Beton gebe. Sie war allen aufgefallen, den Grund erläuterte ihr Boss. Die Frauen gingen in Frankreich ins Gotteshaus, ihre Männer währenddessen in die Kneipe. Wollten die dann an der Kirchenwand »ihr Wasser abschlagen«, laufe das wegen der Schräge auf die Schuhe. »Aber Herr Burrmeister«, rief entsetzt die Dramaturgin Hede Rickert. Unbeeindruckt erklärte der

Festspielchef, er möchte nicht, dass Recklinghäuser Trunkenbolde hier an die Säulen pinkelten. Sie wurden trotzdem ohne die Schräge gebaut.

[Die Bedeutung der Printmedien für die Meinungsbildung hat sich durch Digitalisierung, Vernetzung und soziale Netzwerke verringert. Die folgenden drei Textbeiträge aus dem Jahr 1973 sind gleichwohl zeitgeschichtlich interessant. Zudem werfen sie einen Blick auf den kritischen Journalisten und seine offene und offensive Art und Weise, Sachverhalte zu entlarven.]

Die Unternehmer haben das Sagen

»Pressefreiheit bedeutet, daß zweihundert reiche Leute ihre Meinung drucken lassen können.« Also ist Pressefreiheit die Freiheit reicher Unternehmer. Paul Sethe hatte nach langen Journalistenjahren diese Erkenntnis gewonnen. Und der inzwischen verstorbene Paul Sethe war kein »Linker«. Weder ein Juso noch ein Kommunist, nicht einmal ein Sozialdemokrat. Paul Sethe war ein Konservativer.

Pressefreiheit ist nichts anderes als Gewerbefreiheit. Das heißt: ein Unternehmen zu betreiben in der Absicht, Profite zu machen. Moralisch steht in der Bundesrepublik das Gewerbe des Zeitungsmachens mit dem des Kohlenhändlers auf einer Stufe. Ob man mit Schrott oder Meinungen handelt, in erster Linie ist es ein Geschäftszweig.

»Auch ein Zeitungshaus ist ja zunächst einmal ein Wirtschaftsunternehmen.« Bitte. Axel Springer, der größte unter den Meinungshändlern der Bundesrepublik, muß es ja wissen. Von ihm stammt dieser Satz. Und Peter Brasch, der Chefredakteur der »Brigitte«, sagte im Westdeutschen Fernsehen, »in erster Linie muß eine Zeitung Profite machen«. Gewinnmaximierung ist die feine Umschreibung für Profite.

Pressefreiheit, also Gewerbefreiheit, ist ein Grundrecht der Bundesrepublik. Im Grundgesetz heißt es dazu: »Jeder hat das Recht, seine Meinung in Wort, Schrift und Bild frei zu äußern und zu verbreiten und sich aus allgemein zugänglichen Quellen ungehindert zu unterrichten. Die Pressefreiheit und die Freiheit der Berichterstattung durch Rundfunk und Film werden gewährleistet. Eine Zensur findet nicht statt.« So der Artikel 5 Absatz 1 des Grundgesetzes. Wie viele Passagen des Grundgesetzes, so ist auch diese recht naiv. Es sagt, jeder habe das Recht, seine Meinung in Wort, Schrift und Bild frei zu äußern. Wer aber die Gesetze des Marktes kennt, der weiß, daß nicht jeder die Möglichkeit hat, dieses Recht zu verwirklichen.

Denn dazu bedarf es des Kapitals. Die erdrückende Mehrheit der Bevölkerung hat kein Kapital und ist somit praktisch von diesem Recht durch Geld ausgeschlossen. Daß diese Freiheit eine Freiheit des Kapitals ist, wird ganz offen gesagt. Dr. Anton Betz ist Besitzer der Düsseldorfer Tageszeitung »Rheinische Post«. Also einer von denen, die die Möglichkeit haben, ihre Meinung drucken zu lassen. Dieser Dr. Anton Betz sagte am 19. September 1966 als Präsident des Bundesverbandes Deutscher Zeitungsverleger e. V. in Baden-Baden wörtlich: »Man muß in dem Ansturm von Ideen und Ideologien einmal ganz primitive Dinge sagen. Eine solche Aussage lautet: Die Verwirklichung vieler verfassungsrechtlicher Grundrechte bedarf des Kapitals ... Die Pressefreiheit bedarf des Kapitals ...« Dr. Anton Betz hat nicht primitiv, sondern verständlich ausgedrückt, was sonst immer verschleiert wird. Die These, daß nur jener, der in Besitz von Kapital ist, »seine« Meinung frei drucken und verbreiten kann, stammt vom Präsidenten der Zeitungsverleger selbst. Also keine »linke« These.

Die Besitzer von Verlagen, also der Zeitungs- und Zeitschriftenfirmen, haben das Sagen. Sie entscheiden völlig

allein, was in einer Zeitung erscheinen darf und was nicht. Sie suchen sich Redakteure aus, die die Meinung der Unternehmer zu schreiben verstehen. Niemand hat die Herren Springer, Bauer, Betz oder wie sie sonst heißen, gewählt. Sie unterstehen keiner Kontrolle. Sie sind nicht abwählbar. Sie können ihre Zeitungen an andere Besitzer verkaufen. Sie brauchen ihre Mitarbeiter nicht zu fragen. Die verkaufen sie meist mit.

Die Demokratie hört am Verlagstor auf. Denn der angestellte Redakteur kann gegen den Willen des Zeitungsbesitzers nicht seine eigene Meinung frei schreiben. Er kann sie nicht frei in Wort und Bild verbreiten. Die Entscheidung, welche Meinung gedruckt werden darf, liegt beim Besitzer. Zweihundert reiche Leute haben das Recht, ihre Meinung drucken zu lassen. Sagte Paul Sethe.

...

Märchen in Millionenaufgaben

Mit einem Umsatz von 850 Millionen Mark jährlich und einer Millionenschwemme von Porno-Politblättern ist Bauer mit seinem Druck-Imperium der unheimliche Zweite geworden. Jede Woche erscheinen neu am Kiosk die Bauer-Produkte aus den hauseigenen Druckereien in Hamburg, Köln, Itzehoe und aus Vertragdruckereien in Essen und München.

Montags die Illustrierte »Neue Revue« mit einer verkauften Auflage von 1,5 Millionen Exemplaren. Am gleichen Tag noch die Sex-Postille »Sexy« mit einer Auflage von 728 000 Exemplaren. Ebenfalls montags liefert Bauer die sogenannten Hausfrauenblätter »Neue Post« (1,5 Millionen) und »Das Neue Blatt« (1 Million Auflage) aus.

Dienstags erscheint das Kolportageblatt »Praline/Aktuelle Woche« mit einer Auflage von 1,1 Millionen.

Mittwochs verseucht Bauer die Umwelt mit 26 verschiedenen Groschenheftreihen, mit Trivialromanen (»Heimatglocken«), Krimis (»Kommissar X«), Rätseln (»Köpfchen, Köpfchen«), Wild-West-Stories (»Pabel-Western«) und Kriegsgeschichten (»Der Landser«).

Donnerstags kommen aus dem Haus Bauer an die Kioske: »Quick« (1,3 Millionen) und »Bravo« (864 000).

Freitags liefert Bauer die Illustrierte mit dem Titel »Wochenend« (1,3 Millionen) und noch einmal 18 Heftreihen aus. Darunter Hefte wie »Perry Rhodan«, »Der goldene Moewig-Roman« und »Schweden-Witze« sowie einmal monatlich die »Neue Mode« (729 536).

Samstags schließlich »TV Hören und Sehen« mit einer Auflage von über 1,8 Millionen Exemplaren.

Sonntags ruht das Bauer-Geschäft nach christlicher Art. Montags dreht sich das Umsatzkarussell erneut.

Zusätzlich wirft Bauer noch folgende Produkte auf den Markt: Die Tageszeitung »Norddeutsche Rundschau«

(Auflage 24 000) in Irzehoe. Die »Autozeitung« (100 000), die alle vierzehn Tage erscheint. »Selbst ist der Mann« erscheint monatlich mit einer Auflage von 63 000 Exemplaren. Bei den vielen Bums-Geschichten ein Titel, der zu falschen Schlüssen führen könnte. Hinzu kommen noch Fachblätter wie »Arnold Schnittmuster«, »Primas Schnittmuster« und »Lohnsteuer aktuell«.

In jeder Woche verkauft der Bauer-Konzern 13 Millionen Zeitschriften-Exemplare. Hierbei sind die Millionen der Heftreihen nicht mit einbezogen. Was Bauer in seinen Blättern auf den Markt bringt, liest sich so:

»Und dann wollte er immer, daß ich oben liege. Wir nannten es das »Briefbeschwererspiel. Wobei ich den Briefbeschwerer und Walter die Drucksache darstellte. Was dann kam, nannte er stempeln. Und wenn er dann den Höhepunkt erreichte, preßte er mich so fest an sich, daß ich glaubte, er wolle ganz in mich hineinkriechen.«

Zitat aus Bauers Zeitschrift »Sexy«. Um das ständige Thema des Bumsens bemühen sich mit geringen Varianten die Schwesterblätter »Neue Revue«, »Quick«, »Wochenend« und »Praline/Aktuelle Woche«.

»Brutal zwang er ihre Beine auseinander. Sie schrie, als er in sie eindrang. Doch bald wurde sie mitgerissen von seiner Zügellosigkeit. Sie genoß seine Vulgarität ... Ricki lächelte triumphierend auf sie herunter: Die Nummer hat dir gefallen, eh? ...«

So ein Zitat aus der »Praline« des Jahres 1971. Die einstige Reise-Illustrierte hat sich gewandelt. »Praline« beschreibt heute die Ausflüge zwischen die Schenkel einer Frau. Dazu kommt eine Prise Sadismus. Fertig ist das Bauer-Rezept.

»Es wird dunkel vor ihm. Langsam sinkt er in die Knie und erbricht sich. Das Wasser tritt ihm in die Augen, und in seinem Mund spürt er einen galligen Geschmack, der noch mehr Übelkeit erzeugt. Fast ungläubig blickt er um sich. Da sieht er vor sich die toten Rotarmisten, ihre Körper sind

wie Staub durchlöchert, und einem fehlt der Kopf. Der Halsstumpf blutet kaum, aber aus der Speiseröhre gluckert etwas, das aussieht wie – ein versiegender Springbrunnen.« Zitat aus dem Landser-Heft Nr. 658. Ein Bauer-Produkt.

Sexualität ist nicht verwerflich. Sie kann zur Befreiung des Menschen führen. Sexualität als Geschäft hat bei Bauer jedoch andere Motive, als den Leser frei zu machen. Der »Spiegel« beschäftigte sich am 25. Oktober 1971 mit dem Bauer Verlag und seiner Geschäftsmasche: »Sex und Idylle, Triviales und Brutales – das sind nicht gelegentliche Füllsel, sondern Dauerthemen in Bauer-Blättern. Kein anderer westdeutscher Konzern offeriert ein so breites Sortiment von vorwiegend niederem Schrifttum. Kein anderer Konzern macht deutlicher, daß sich auch Wörter verramschen lassen. Sex-Themen füllen etwa ein Drittel im redaktionellen Teil der »Neuen Revue«, etwas weniger in »Quick« ..., etwas mehr in »Wochenend« und »Praline« – von »Sexy« nicht zu reden. Sex als Lesestoff hat dem Konzern so durchschlagend und nachhaltig zu Auflagenrekorden verholfen wie kein anderer ...

Für Sex-Fabeln und -Serien (»Reiseleiter packen aus«) liefern Bauersche Schlichtbildner Nummer für Nummer einschlägige Szenen: Koitus und Vergewaltigung, Triolen und Gruppensex, Orgien und Haremsphantasien zu meist unter Aussparung der Geschlechtsorgane. Denn harten Porno liefert Bauer nicht, nur die Illusion davon, den Vorgesmack. Dem scheinbar tabufreien Wortschatz der meisten Bauer-Blätter (»Fahrlehrer packt aus: In Heidis Bett habe ich Vorfahrt«) mangelt es an unbefangener Offenheit, die den Anspruch auf ein unverkrampftes Verhältnis zur Sexualität glaubhaft machen könnte. Mit sexueller Großsprecherei (»Mensch, war die Lesbierin eine Schau«) artikulieren Bauer-Blätter genau jene Mentalität, die Schriftsteller Hermann Glaser auf

den Einfluß der »rüden, ausschweifenden, nicht sublimierten kleinbürgerlichen Sexualwelt« zurückführt. Vereinfacht ausgedrückt. Keine Sexualität als natürliche Befreiung, Bauer-Blätter bauen auf kleinbürgerliche Spanner.

...

Mit Strauß und Schamhaar

»Die Jusos ... wollen unsere Häuser und Eigentumswohnungen so belasten, daß wir sie schließlich verkaufen, wollen das Benzin so verteuern, daß niemand mehr Auto fahren kann, wollen uns alle in die Vororte, U-Bahnen, Busse zwingen, gönnen uns nichts ... (sie) wollen sich an unserem Geld und Eigentum vergreifen – und das müssen sie auch: denn die Herren Funktionäre, die wir dann in rauen Mengen hätten ... müssen ja leben, und von was leben denn solche Funktionäre – solche Maden im Speck –, wenn nicht vom Schweiß der arbeitenden Bevölkerung, die dann die Früchte ihres eigenen Fleißes nicht mehr ernten darf?« Das sind ohne Zweifel die Zeilen eines politischen Pornographen. Das sind die vom Hause Bauer verbreiteten politischen Ansichten des schreibenden Gefährten von Strauß und Barzel, Jürgen Köpcke. Jürgen Köpcke ist Chefredakteur der Pornogazette »Praline/Aktuelle Woche«. Er selbst nannte sich »Deutschlands mutigster Journalist.« Auf die von Bauer ausgeloteten Unterprivilegierten »aus den letzten Dörfern« prasselt solche Politik nieder. Pressefreiheit heißt, daß der kleinbürgerliche Groß-Verleger Alfred Bauer Jürgen Köpcke Bauers Meinung schreiben läßt. Rainer Barzels Weltanschauung serviert das Haus Bauer mit Venushügel-Dekor. Die politische Aktivität und Bauers Mitgliedschaft in der rechten Apo bespöttelte der Journalist Otto Köhler am 30. November 1970: »Besser verträgt sich der Bauer-Verlag mit dem alten Hauswirt (gemeint ist die CSU/CDU), mit Franz Josef Strauß, den Verlagsjunior Heinz Bauer zu einer Konferenz mit Wirtschaftsleuten und den Blattmachern des Bauer-Konzerns am 25. Januar (1970) in seinem Privatflugzeug nach Hamburg einflog. Keine zwei Monate nach dieser Strauß-Konsultation wurde »Praline« umgekrempelt. Aus

der unpolitischen Reise-Illustrierten mit dezenter Exoten-Erotik (›Sexualbräuche der Naturvölker‹) wurde ein hart rechts agitierendes Polit-Porno-Magazin.

Während auf Seite 35 eine Männerzunge so lange die ›rosigen Erhebungen‹ umschmeichelte, bis ›Lizzy vom ersten Orgasmus ihres Lebens erschüttert‹ wurde, warnte auf Seite 2 der Leitartikel: ›Achtung Steuerzahler! Wir sollen 25 Milliarden lockermachen‹, nämlich als Wiedergutmachung an den Osten. ›Praline‹ empört: ›Ehe wir nun noch 25 Milliarden nach Osten zahlen, sollte wirklich jemand in Bonn die Frage prüfen: Was kostet Stettin, was Breslau? Was kostet der verlorene deutsche Osten!‹ So geht es jetzt Nummer für Nummer. Hinten ›hacken die Männer mit ihren Gliedern in die Schöße der Frauen‹, vorne gibt es ›Nachhilfe-Stunde für einen Bundeskanzler‹, der belehrt wird: ›Die Apo steht links. Die von der Apo sind Marxisten. Eine rechte Apo gibt es nicht.«

Die Vermischung von »nassen Leibern« und »Wollust« sowie »Gruppensex«, also Spannerspaß, mit Barzel, Strauß und Stoltenberg ist der perverse Ausfluß einer Gewerbefreiheit, die man Pressefreiheit nennt. Daß es eine rechte Apo in der Bundesrepublik gibt, das belegen Bauer-Produkte von montags bis samstags an den bundesdeutschen Kiosken.

Der Sturm auf die Schilder

3. Juni 1991. In der früheren DDR werden tote Dichter verfolgt. Das Berliner Fahrgastschiff Heinrich Mann verlor seinen Namen und heißt nun Sachsen. Es wurde berichtet, daß in dem Ort Delitzsch bei Leipzig die Heinrich-Heine-Straße den Namen Königin Luise erhalten soll. Heinrich Mann verschwindet in Schwerin vom Straßenschild. Das frühere Berliner Fahrgastschiff Bertolt Brecht heißt seit wenigen Wochen Sachsen-Anhalt. Hierauf wurde an Karfreitag ein Anschlag mit einem Feuerlöscher verübt. Meinten die Angreifer Brecht oder Sachsen-Anhalt? Die Johannes R. Becher läuft unter Mecklenburg aus. Gerade 50 Mark kostete die Umbenennung auf dem Amtsgericht Charlottenburg – so preiswert kann ohne Selbstkritik Geschichte abgestreift werden.

In Stralsund merkten die aktiven Vergangenheitsbewältiger noch rechtzeitig, daß der Autor Kurt Tucholsky in den alten Bundesländern durchaus angesehen ist.

Auf dem Gebiet der weggewählten DDR gibt es einen oft peinlich anmutenden Schildersturm, der vielleicht ablenken soll von der noch ausstehenden Vergangenheitsbewältigung. Die Schriftstellerin Freya Klier ist 1988 von den Mächtigen der DDR ausgewiesen worden. Sie ist deshalb unverdächtig. Freya Klier über den Schildersturm in Suhl: »Den Rotstift her für Thälmann- und Marxplatz, für Pieck- und Leninstraße. Eifrig wird das Kind mit dem Bade ausgeschüttet, denn plötzlich gilt auch Rosa Luxemburg nicht mehr als straßenwürdig, sollen selbst die Geschwister Scholl aus der Erinnerung gestrichen werden – ein Schlußstrich, der nach Verdrängung riecht.«

Der Name der von den Nazis wegen Widerstand ermordeten Geschwister Scholl sollte auch in Chemnitz von

einem Straßenschild verschwinden. Da gab es Widerspruch. Angeblich stammte der Vorschlag von einem Sachbearbeiter im Chemnitzer Ordnungsdezernat. Fakt und Vergangenheitsbewältigung von Chemnitz sind aber: Die Friedrich-Engels- heißt nun Fürstenstraße. Die nach dem Schriftsteller Erich Mühsam benannte wird umgetauft in Hohenzollern, Karl Liebknecht muß Bismarck weichen.

In Görlitz durften nach einer Kampfabstimmung die französische Physikerin Irene Joliot-Curie und der bedeutende deutsche Pädagoge des 19. Jahrhunderts, Adolf Diesterweg, auf den Schildern bleiben. In der Zeitung »Wochenpost« heißt es dann aber: »Dafür traf es den größten russischen Dichter Alexander Puschkin vernichtend. Die östlichste Stadt Deutschlands und damit Tor zu slawischen Ländern hielt es für notwendig, diesen Großen der Weltliteratur abzuschießen. Die nach ihm benannte Straße heißt jetzt sinnigerweise Schützenstraße.«

In einem Leserbrief schreibt Abonnent Wolfram Sturm aus Leipzig im selben Blatt: »Bei einem Besuch in Oschatz mußte ich feststellen, daß demokratisch gewählte Kommunalpolitiker die August-Bebel-Straße in Hospitalstraße und die Puschkinstraße in Brüderstraße umbenannten. Mir ist unklar, was man den beiden Männern wohl vorwerfen könnte? Ob im Ort vielleicht bekannt ist, daß der eine aufrechter Demokrat war und der andere sogar als russischer Goethe bezeichnet wird?« Und eine Christel B. aus Frankenberg schreibt in der »Wochenpost«: »Unlängst verlangte ein Einwohner unserer Stadt, daß die August-Bebel-Straße künftig den Namen irgendeiner adligen Dame aus dem 16. Jahrhundert erhalten soll.«

Dieser ostdeutsche »Kostümwechsel«, wie Freya Klier das nennt, führt nicht nur zu peinlichen, mehr zu instinktlosen Handlungen. In Heiligenstadt, wo des

Bundeskanzlers Allianz für Deutschland bei der Volkskammerwahl am 18. März 1990 über 80 Prozent der Stimmen erhielt, ist vom Rathaus eine Gedenktafel entfernt worden. Dort waren 1933 Antifaschisten zusammengetrieben und umgebracht worden. An diese Schandtat wird nicht mehr erinnert. In Eisenhüttenstadt wurde ein Antrag von Bündnis90/Grüne abgelehnt, den Platz der deutsch-sowjetischen Freundschaft umzubenennen – dort liegen über 4 000 Opfer der Nazis begraben. Inzwischen ist die Korrektur der Geschichte in der Stadt fast abgeschlossen. So heißt die Straße der Arbeiterjugend bald nach dem Gründer der christlichen Arbeiterbewegung Adolf Kolping. Die neuen Titelträger sind aber noch so unbekannt, daß die »Norddeutsche Zeitung« von Adolf Kolping schrieb. In Rostock verschwinden die Namen des von den Nazis erschossenen John Schehr und des mit dem Fallbeil hingerichteten Etkar André.

Marxwalde heißt nun wieder nach dem preußischen Minister Neu-Hardenberg. Der Marx-Engels-Platz in Berlin-Mitte wird bald wieder Lustgarten. Die Verkäuferin Marion Mielke aus demselben Stadtteil: »Vorsichtshalber haben wir auf den neuen Drucksachen die Anschrift für unseren Bonsai-Laden so angegeben: Nähe Rosenthaler Platz.« Nur der Kenner versteht die Pointe: Der Laden liegt an der Wilhelm-Pieck-Straße. Es ist offen, ob die Wilhelm-Pieck-Straße »rückbenannt« wird, wie es die »Berliner Zeitung« formulierte. Volker Hobrack (SPD), Leiter der Arbeitsgruppe zur Umbenennung in Berlin-Mitte: Pieck habe als erster Staatspräsident der DDR in der deutschen Geschichte eine zwiespältige Rolle gespielt. Dem halten Bündnis90/Grüne entgegen, auch Bismarck und Hindenburg hätten keine unumstrittene Position. Varianten für die Wilhelm-Pieck-Straße sind derzeit Elsässer- oder Lothringer-, aber auch »Torstraße«.

Mit einer kaum noch zu verstehenden Verbissenheit wird darum gestritten, daß zwei Seitenstraßen der Berliner Frankfurter Allee die Namen zweier französischer Widerstandskämpfer verlieren sollen. In den tumultartigen Auseinandersetzungen schlug ein Teilnehmer vor, alle Straßen dort so wie vor 30 Jahren zu benennen. Dann hieße die Frankfurter Allee wieder Stalinallee. Der Eifer der Bewältigung schafft peinliche Heiterkeit. In Buckow verlor die Karl-Marx-Straße ihren Namen und heißt nun Königsstraße. In dem von Immobilienhaien umworbenen Kleinmachnow bei Potsdam ist der Ortsmittelpunkt völlig schilderlos. An der leeren Stelle stand früher der Name des für die Misere der DDR völlig schuldlosen Karl Marx. In Stendal darf nach der Einheit die Straße der Einheit nicht mehr so genannt werden – nun steht auf den Schildern Rathenower. Auch der Name des Dichters Johannes R. Becher verschwindet aus Ostdeutschland. Doch dieser Autor war 1990 der meistzitierte Dichter in Deutschland. Von ihm stammt der Satz, den Kohl und Modrow ständig im Munde führten: Deutschland einig Vaterland. Die ihn zitierten, wußten wohl nicht, daß er von Johannes R. Becher stammt.

In der Wohnwabe der Stasihochburg

7. März 1992. Abschiedstag vom Marzahner Ortsteil Ahrensfelde, der Plattenbausiedlung Ost, in der ich länger als ein Jahr gewohnt habe. Gewissermaßen illegal. Die im kargen Oststil eingerichtete Wohnung war mir überlassen worden von einem Mann, der bei seiner Freundin lebt. Sein angemietetes Domizil sollte gehortet werden, wie es in der DDR oft üblich war. Es soll nun »ein paar Ecken weiter« gehen, nach Hohenschönhausen, einem Stadtteil im Osten, über den es einmal in einem Fernsehbericht hieß, dort lebten rund 6 000 arbeitslose ehemalige Stasileute. Mein sogenannter Vermieter wird in dem Siedlungshaus des nach Hamburg abgewanderten Vaters am Berliner Stadtrand mit Freundin und deren Kind leben, in ihrer Wohnung soll ich künftig zu Hause sein; wiederum illegal, ohne Anmeldung bei der Stadt und Wissen der Baugesellschaft. An diesem Samstag graut ein Hochnebel alles konturenlos ein. Der Wohnungsinhaber ist am Morgen in einem blauen Möbelwagen vorgefahren. Einige vierschrotige Männer, seine Arbeitskollegen, helfen ihm beim Umzug. Sie kommen in die Wohnung, grüßen knapp, packen ohne große Gesten kräftig und sicher zu. Ich habe das Gefühl, Ausländern gegenüber zu stehen, deren Reaktionen auf Gesagtes nicht vorauszuberechnen sind. Nur kein falsches Wort, das könnten die mißverstehen. Sie kommen, wie ein Mann aus der Akademie der Wissenschaften oft meinte, aus einem völlig anderen Kulturkreis – wie Kurden? Ich fahre mit dem Wagen in die neue Wohnung nach Hohenschönhausen. Breite eintönige Straßen, wo kärgliches Grün nach den Vorstellungen der Bürokraten aufgehen sollte, ist jeder Quadratmeter mit Blech zugeparkt. Vor dem Haus eine riesige Wasserlache, offensichtlich ist ein Abfluß defekt. Es sind 21 Autos auf einer Straßenseite geparkt, 14

davon liefen von Fabrikbändern des Westens. Bretter liegen verstreut umher, wie auf einer Baustelle. Es sind die ersten Anzeichen einer Überflußgesellschaft.

Die Wohnung der Freundin des bisherigen Vermieters liegt im zehnten Stockwerk einer grauen Betonwand am Rande von Hohenschönhausen, dahinter eine verwilderte Landschaft. Im Flur riecht es nach armen Leuten. »Ausländer raus«, »Deutschland den Deutschen«, Hakenkreuze, vor dem laut im Schacht rumpelnden Aufzug auf dem Fußboden eine Zeitung, hinter der stets ein kluger Kopf stecken soll. Ein Abonnent in diesem verwahrlosten Gebäude? Wenn das ein Werbeexemplar ist, gehört der Leiter der Reklameabteilung entlassen.

Die Wohnung ist dunkel, es riecht in ihr übel, schmutzig ist nicht nur die Toilette, der Blick vom Balkon nimmt etwas die beim Einziehenden aufkommende Depression – zwei Kilometer entfernt die Skyline von Marzahn, aus der Entfernung imposant, sich modern hervorhebend aus dem wilden Wald mit einigen kleinen ungepflegten Teichen. Ein Spiegel am Kopfende des langen Wohnungsflures macht ihn optisch länger. Die für den Tag engagierte Putzfrau hält ihn einen Moment lang für eine Tür und will hindurch in den vorgetäuschten Bereich. Sie bemerkt den Irrtum eine handbreit vor der Realität. Das Telefon auf dem Tisch ist knallrot wie bei einer Ortsfeuerwehr im Westen, jedoch klobiger. Einzelne grob und eckig sowie sperrig gebaute Möbel stehen ungepflegt in den zum Teil leeren Räumen. Ich spüre etwas Würgendes im Hals.

Im Hausflur unten auf einem größeren Aufdruck der Hinweis, daß die Straße den Namen des Erich Correns, des ersten parteilosen Vorsitzenden des Präsidiums des Nationalrates der DDR, so der Bandwurmtitle, verlieren soll. Das koste viel Geld, und das zu einer Zeit, wo doch Kindergärten abgewickelt würden und andere Probleme

die Menschen hier beschäftigten. »Rote Säue« hat jemand, wohl klammheimlich, mit einem dicken Filzstift darüber geschrieben.

Während die Männer ausladen und die Möbel im HO-Stil in den Aufzug bugsieren, mache ich meinen ersten Informationsgang in das neue Stück der alten DDR. Kaisers eröffnet zwei Tage später ziemlich in der Nähe einen Supermarkt. Nach dem Reißbrett wurde eine kleine Ladenstraße angelegt. Am Kopf ein Geldautomat der Sparkasse. Hier stehen vielleicht 20 Menschen geduldig, so wie sie es gelernt haben und noch immer empfinden sie dabei keinen Widerwillen. Das Anstehen scheint sogar mit einem Glücksgefühl gepaart zu sein – wie überall in Ostdeutschland wird wohl das Abheben vom Geldautomaten die konkrete Übersetzung der Fernsehwerbung ins reale Leben sein, endlich selbst im Spot zu sein, way of life. In den meisten Geschäften wird angeboten, was die Menschen nicht brauchen. Vor dem Laden mit der billigen Elektronik stehen nach dem Automaten die meisten möglichen Kunden.

Ein von mir angesprochener Mann erläutert geduldig den Weg in ein versteckt liegendes ehemaliges HO-Kaufhaus, dort sei das Angebot besser als bei einem anderen, ebenfalls in der Nähe. ...

Im einzigen Restaurant kostet jedes Schnitzel, ob als Schweizer Art deklariert oder Wiener, jeweils 9,90 DM; es soll sich zusätzlich auch noch um ein Café handeln. Der Betrieb hat noch den spröden Charme der DDR – die Bedienung, eine streng gekleidete dralle Frau, die eher Vollzugsbeamtin sein könnte, weißblond, das Haupthaar unsorgfältig gefärbt, kommt nach einiger Zeit und schaut den Bestellenden gleichmütig, mit fast leerem Fischblick emotionslos an. Zwei Tische weiter löffeln zwei junge Männer gierig ihr Eis. An einer anderen Stelle sitzt ein besser gekleideter Jüngling mit einer Brünetten, die ebenfalls dezent layoutet ist und deren

kurzer Rock nicht unziemlich wirkt. Beide erheben sich nach einiger Zeit gleichzeitig, scheinen sich hiernach nach oben zu recken, sie streift mit gering beringter langer Hand einige unsichtbare Krümel vom Rock, beide sehen sich aus nächster Nähe, so als küßten sie sich gleich, das Paar inszeniert seinen Abgang. Westberliner! Erst in der noch alten Ostberliner Umgebung fallen jeweils die gespreizten Auftritte der Westler auf.

Das Schnitzel schmeckt intensiv nach Schweinefleisch, die Pommes frites sind zu pampig, der Salat ist mit einer weißen Soße sparsam bespritzt. Draußen ist alles grau. Wie in Storms Gedicht – Am grauen Meer, am grauen Strand, und seitab liegt die Stadt.

Sonntag Morgen, es klingt so, als spielten Kinder in dem karg möblierten Schlafzimmer. Es ist der Nachwuchs eines Nachbarn über mir oder daneben, die Richtung ist nicht genau zu orten, aber jedes Wort zu hören. Ich lese aus einem Brief der Schriftstellerin Brigitte Reimann, veröffentlicht 1983. Gelebt hat sie von 1933 bis 1973. Über eine ähnliche Siedlung in Hoyerswerda klagt sie am 11. Juni 1963: »Mir bereitet es psychisches Unbehagen, wenn ich durch die Stadt gehe – mit ihrer tristen Magistrale, mit Trockenplätzen zwischen den Häusern, wo Unterhosen und Windeln flattern, mit einer pedantischen und zudem unpraktischen Straßenführung, die die Erfindung des Autos ignoriert, mit Typenhäusern, Typenläden, in denen man eben nur seinen Bedarf an Brot und Kohl deckt, mit Typenlokalen, die nach Durchgangsverkehr und Igelit riechen.«

Die neue Kaufhalle ist eröffnet. Zu jeder Tageszeit ist sie stickig überfüllt. Inzwischen scheinen die Menschen weniger hastig und gierig zu sein, aber die Einkaufswagen sind durchweg auffallend voll beladen, so als wollten die Kunden doch noch die verlorenen Jahre des Verzichtens auf diese Weise ausgleichen. Bei mancher älteren Frau fühle ich mich gelegentlich an

einen Habicht erinnert, jeweils stechende herausfordernde Blicke prägen das Gesicht, wenn eine Ware, zum Beispiel an der Bäckereitheke, herausgesucht wird. An den Morgen rund zehn Minuten vor acht stehen bis zu 15 Menschen artig in einer Schlange und warten würdelos auf die Öffnung, die von den Verkäuferinnen pünktlich zelebriert wird. Tage später haben sie sich eine andere Form ihrer Macht einfallen lassen -: die Tür ist weit geöffnet, aber niemand darf vorher über die Schwelle; und die Menschen stehen trotzdem Morgen für Morgen vor Kaisers. Ebenso stoisch und stolz, selbst noch in der tiefen Dunkelheit nach der Tagesschau am Geldautomaten.

Der Weg in das Hochhaus durch die breit angelegten Straßen vorbei an der schier endlos scheinenden Reihe der geparkten und liebevoll gepflegten Autos wird jeweils zu einer Tortur – wie am imposanten Kölner Dom gibt es um die bewohnten Betonwände ständig die kalten wirbelnden Fallwinde, die dem Ankömmling bis in den April stechend ins Gesicht wehen.

Im Aufzug, der knarrend ab- oder aufwärts stöhnt, grüßen sich die Bewohner kurz und blicken dann, wie überall auf der Welt, in der Enge aneinander vorbei. Zwei Stockwerke unter mir steigt er ein, der sogenannte Fascho: Fliegerbluse, Glatze, speckig angefressener Schweinenacken, Militärstiefel – er grüßt nicht, auch nicht zurück. Ausländer raus – die häßlichen Deutschen möchten unter sich bleiben. Der Mann ist hochgewachsen. Er schaut auf die Aufzugtür, ich spüre seine eisige Ablehnung. So einem möchte ich nie vor den Baseballschläger geraten. Es ist kalt in dem kleinen Käfig abwärts.

Mitte Mai in der klinisch weiß ausgebauten Apotheke, die eher an einen Empfangsraum eines Krankenhauses in den USA erinnert, wie er in einer Fernsehserie von den Kulissenbauern präsentiert würde. Wegen einer sehr

schmerzhaften Schleimhautentzündung des Magens frage ich nach einem lindernden Produkt aus Westdeutschland. Noch im Sommer 1990 war ich in Köpenick nach dem Siegeszug der DM mit dem Wunsch bei einer sich auf den neuen Trend durch Freundlichkeit eingestellten Frau gescheitert; sie hatte noch nie davon gehört und sich den Namen neugierig aufgeschrieben. Nun im Mai 1992 befinden sich einige Frauen in dem kühl wirkenden Raum. Eine an meiner Seite erkundigt sich nach einer Medizin. Die koste »aber« 34,50 DM. Die magere Kundin fragt leise etwas zurück. Wohl nach der Menge, den Schluß läßt die Antwort zu. Sie überlegt sehr lange, völlig still in der Apotheke stehend, der fragende Blick der Weißbekittelten ruht auf ihr, dann schüttelt sie den Kopf und geht festen Schrittes hinaus. Auch einer zweiten Frau wird direkt nach der Frage gesagt, ihr Gewünschtes koste »aber« 13,80 DM. Bei meinem Magenmittel sucht die junge hochgewachsene Apothekerin hinter dem Ansatz einer Theke in ihrem Computer. Sie dreht ihn mir zu und die Hand geht von oben nach unten über den flimmernden Schirm, um zu demonstrieren, wie viele leicht abweichende Mittel es von derselben Firma gibt. »Ihres kostet aber 16,40 DM«. Es ist anders als im Westen. Dort wird dem Käufer eine Palette ähnlicher Präparate genannt sowie die vom Hersteller verlangte Preisspanne. Ein Westler macht dann ein Gesicht, so als interessiere ihn die Höhe des verlangten Geldes nicht oder er trägt witzig vor, für so wenig Krankheit wolle er es mal mit dem preiswerten Angebot versuchen. Nie kommt ein »aber« vor der Zahl.

...

Es ist der 25. Mai 1992. Ein vom Wetter heißer Montag, zu warm für die Jahreszeit. Wann hat es im Mai schon einmal eine Temperatur von fast 30 Grad Celsius gegeben? Im Einkaufsbereich flanieren die Familien,

süchtig und stolz sowie auch prahlerisch Eis schlürfend. Vor dem Geldautomat die längste Schlange seit meinem Zuzug nach Hohenschönhausen. Viele Frauen tragen immer weniger. Die eng anliegenden farbigen Höschen erinnern an die Nutten am Bahndamm in Düsseldorf. Kartoffel- und bierbäuchige Männer in kurzen, meist farbigen Turnhosen bilden den spießigen Kontrast. Kinder plärren nach irgendwelchen Süßigkeiten, genervte Mütter reißen sie von Ständen, ständig gedemütigte Asiaten bieten vor dem Supermarkt ihre Zigaretten ohne Steuerbanderolen an. Zu Hause angekommen, lese ich im »ND«, wie in Hohenschönhausen am Vortag für das Bezirksrathaus gewählt wurde. Mit 55,2 Prozent Wahlbeteiligung liegt der Bereich im unteren Mittelfeld. Die CDU erhielt 13,8 Punkte; SPD 27,3; PDS 35,5; FDP 3,3; Bündnis 10,3 und REP 5,2.

Am Abend ein nachkartender Bericht über die Wahlen in SAT 1. In Hohenschönhausen, so heißt es vom Sprecher mit erkennbarer Empörung vorgetragen, herrschten die Kommunisten. Wie in den anderen Betonburgen sozialistischer Baugesinnung auch. Kommunisten? Die Nachbarn alle, die ihr Bier trinken und eigentlich noch mehr und unbefangener konsumieren wollen, mit Frauen, die westlich gepflegte Damen sein möchten und dabei abrutschen zu optisch unfreiwillig gestylten Flittchen? Bis zu diesem 25. Mai 1992 hatte ich von Kommunisten immer ganz andere Vorstellungen. ...

Der meist schmutzige und mit Parolen zusätzlich wenig heimelig gestaltete Aufzug fällt öfter aus, dann hängt er lautlos im Schacht. Nach wenigen Stunden schon bringt ihn der Hausmeister meist wieder in Fahrt. Die aus der DDR stammende Putzfrau zu uns: »Der ist so oft außer Betrieb, weil das ein russischer ist. Die Sachen von denen taugen nichts, das ist keine gute Arbeit.« Er kommt aus dem bekanntesten Fachbetrieb der DDR aus Eberswalde und ist gerade erst fünf Jahre alt. ...

Hohenschönhausen ist der Ort ohne präzise Angaben. Es gibt keine ausgehängten Abfahrtszeiten für Busse und Bahnen. An jeder Haltestelle sind die Scheiben zer schlagen oder, wenn fester Draht darüber gespannt war, ist er verbogen, die Zahlenkolonnen dahinter verschwunden. Telefonbücher scheinen am Tag ihrer Auslage schon kannibalisiert worden zu sein. Wer anrufen will oder eine Bahn benutzt, muß die Zahlen im Kopf haben.

Im Jugendklub sitzen jeweils abends eine Handvoll Halbwüchsiger im Halbdunkel, sie sind aus der Wohnung der Eltern wohl deshalb geflüchtet, weil die ständig vor dem Fernsehgerät hocken. Auch im Klub flimmert der Fernseher, der Ton ist jedoch provozierend lauter eingestellt als in den hellhörigen Wohnungen gleich nebenan.

Jeden Sonntag muß ich rund zehn Kilometer bis zum Bahnhof Ernst-Thälmann-Platz fahren, um dort eine Zeitung zu kaufen; die Planer haben vergessen, zwischen den Silos Kioske zu bauen. In dem Haus mit 44 sogenannten Einheiten bezieht nur einer eine lokale Zeitung. Wer Wäsche reinigen läßt, verbraucht eine Wartezeit von sieben Tagen. Hiernach wird sie von einer dicken und muffeligen Frau lieblos über die Theke geschoben. Die Flecken sind noch immer in der Hose, aber der Blick der Unförmigen kauft dem Kunden jeden Schneid ab. Bei der Post im Versorgungszentrum von Hohenschönhausen gibt es keine kleinen Päckchen. Sie seien im Moment nicht vorrätig, hieß es. Nach einem Vierteljahr sind sie es noch immer nicht. In der kleinen Zeile mit den Einzelhandelsgeschäften, Sparkassen und Geldautomaten sowie städtischer Kinderbücherei und Galerie stehen am 19. Juni 1992 zwei Frauen vor der weit geöffneten Tür eines Ladens mit Zeitschriften und Schulartikeln. Das Reklameschild einer Illustrierten ist aufgebaut wie ein spanischer Reiter, kein Durchgang

gebietet es. Eine Verkäuferin um die Vierzig zieht die Werbetafel weg, sieht stolz auf ihre neue kleine Armbanduhr und sagt: »So meine Damen, noch zwei Minuten, dann können sie 'rein.« Sie verschwindet nach hinten, die beiden bleiben vor der weit geöffneten Tür demütig stehen und warten 120 Sekunden lang. ...

An der Ladenmeile hat es wohl die erste Pleite gegeben. Diese »Verkaufsstelle« ist seit dem 4. Juli geschlossen, heißt es auf einem Schild im Fenster. Die Waren sind ausgeräumt. An der Stirn steht noch RFT, das Zeichen aus der DDR für Funk und Fernsehen. Sony und Grundig haben den Inhaber nicht gerettet. Die großen Anbieter im Zentrum sind preiswerter, die Menschen in Hohenschönhausen haben immer schon mit dem Geld scharf rechnen müssen.

Beim Bäcker trinke ich eine Tasse Kaffee. Die junge dunkelhaarige Frau hinter der Theke hat nichts mehr von der Pampigkeit des realen Sozialismus. Aber anders als »drüben« – so denke ich nun über den Westen – ist einiges noch. »Möchten sie Sahne«, fragt die Frau im Tone einer automatischen Zeitansage. »Ja, bitte.« Sie nimmt die kleine Kunststoffdose zwischen Zeigefinger und Daumen, drückt den Deckel leicht ein und füllt den Milchersatz voll in die Tasse.

Auf der anderen Straßenseite wird ein größerer Geschäftsraum für Rundfunkgeräte und Fernseher modern gestylt. Die Eröffnung müßte schon bald sein. Der Kiez bekommt einen neuen Farbfleck. In einem bisherigen Papierwarenladen werden nun buntbedruckte Videokassetten verkauft oder ausgeliehen. Im Fenster der Kinderbibliothek »Franz Fühmann« hängt ein Protestplakat. Durch die Sparaktionen des Senats sei Puppentheater künftig nur noch für Reiche da. So hat es früher im »ND« gestanden, aber die Leser haben es nicht geglaubt. Marktwirtschaft ist nun sichtbarer geworden. An der Stehtheke lese ich zu der Tasse Kaffee »mit Sahne«

den »Spiegel« vom 20. Juli. Ein flüchtiger Gedanke, das war der Tag des Attentates auf Hitler. Ein Bericht über das Outfit und die Lebensweise der Ostdeutschen fesselt mich. »Berlin, das sind zwei Städte. 1991 wurden dort rund 16 000 Ehen geschlossen. Etwa hundert Westberlinerinnen gaben Männern aus Afrika das Jawort, nur 46 heirateten einen Ostberliner. Noch kommt der Ossi hinterm Neger.«

Im August sind plötzlich ohne jede Ankündigung zwei weitere »Verkaufsstellen« geschlossen, so daß die Ladenmeile triste Flecken wie wohl einst in der sozialistischen Ära trägt. Neue Besitzer sind noch nicht gefunden worden.

Beim Heimweg von der Station der S-Bahn zur Wohnung in dem Silo wirft jemand gezielt eine leere Flasche auf mich. Sie verfehlt den Wessi um vielleicht knapp einen Meter und zerschlägt laut auf dem betonierten Weg. Es ist ratsam, nicht nach oben zu schauen. Einen Tag danach ebenfalls in Hohenschönhausen schnippt jemand aus einem der oberen Stockwerke eine Zigarettenkippe auf mich. Sie fällt auf die Schulter und dann zu Boden; wieder kein Blick zum Täter, stur weitergehen, den Eindruck erwecken, als habe man nichts bemerkt. Wieder einen Tag später schüttet ein Bewohner an derselben Stelle mindestens ein gut gefülltes Glas Wasser über mich aus. Es mußte aus einer beachtlichen Höhe geschehen sein, denn das hoffentlich saubere Wasser versprüht stark im freien Fall. Der Blick des Opfers bleibt auf dem unebenen Betonboden des Fußgängerweges.

Seit September 1992 ist der Straßename Erich Correns mit einem roten Band überklebt. Wieder ein Stück Geschichte eines zeitlich begrenzten anderen deutschen Staates wird verschwinden. Nun wohnen die Menschen in der Vincent van Gogh-Straße von Hohenschönhausen.

Nie mehr Wattenscheid oder: Merkel trägt kein Toupet

Am Abend rief Ralf an. Er habe für Montagmorgen einen Auftrag – ich sollte vor dem Gebäude der CDU hören, ob Spitzenpolitiker was sagten. Sofort anrufen, so der Auftrag, dann habe die Agentur eine Nachricht vor den Fernsehsendern. Und wenn nichts dabei herauskomme, fragte ich. Ob ich mir vorstellen könnte, wie viele Reporter und Fotografen in den einschlägigen Berliner Lokalen hocken, nur mit dem Ziel, einen Spieler der Hertha dort saufen zu sehen, da warteten auch einige ohne Ausbeute.

Montag, 7. Februar

Ein schöner sonniger Montag. Karneval an der Spree – am Rosenmontag keine Spur. Ich mischte mich unter das Rudel der Wartenden. Angela Merkel entete durch die Meute mit einem merkwürdig überlegenen Grinsen. Ob ihr die fünf Millionen Arbeitslosen als politisches Geschenk willkommen sind? Zu beweisen ist es ihr nicht. Christian Wulff fuhr vor. Ich war fest überzeugt, er machte eine Saugbewegung mit dem Mund und sog so die Mikrofone an sich. Gegen VW habe er nichts, es sei falsch, was ihm die SPD unterstelle; der Ministerpräsident, er sprach von sich in der dritten Person, stehe für Sauberkeit. Danach blies er die Saugluft wieder heraus und die Mikros konnten zurückgezogen werden. Neben mir sagte eine weibliche Bohnenstange, die eine schwere Kamera von ihren schmalen Schultern bugsierte: »Wenn der einen Autounfall hat, wird der letzte Satz sein: Welch ein Presseecho gibt das.« Die Kollegin könnte mit ihrer Figur auch als Model für die Aktion »Brot für die Welt« ihr Geld verdienen.

Über mein Handy gab ich die Meldung in die Agentur. So wie Wulff es gesagt hatte. »Das Gegenteil wäre eigent-

lich die Nachricht«, hämte Ralf. »Wir melden auch dieses. Zumindest in Niedersachsen wird das gedruckt. Im Emsland bestimmt. Gratuliere zu deinen 50 Euro.« Dann war der Kontakt beendet. Hiernach feierte ich in dem Lokal Ständige Vertretung mit Rheinländern bis zu meinem Filmriss. Feiern können die Rheinländer toll. Die Westfalen sagen, aber nur das. Die hätten in Köln auch nicht 700 Jahre an dem Dom gebaut, wie behauptet wird, 700 Jahre sei nichts daran gemacht worden.

...

Dienstag, 15. Februar

Silke muss auf ihrem Display zu meiner Nummer meinen Namen eingegeben haben, denn als ich sie gestern am Morgen anrief, meldete sie sich mit der Frage: »Was willst du?« Ein Stich fuhr durch meinen nüchternen Magen. Mir fiel merkwürdigerweise erst nach dieser Frage auf, dass ich sie nie gesiezt hatte. Ist es Branchenart oder Kohlenpott? Letzteres. Ich sagte, ihr meinen Text über die Sprachkritik »zeigen« zu wollen; mir fehlte der Mut, zuzugeben, dass ich ihn ihr andrehen wollte für ein solides Honorar. Anschleichen! In jeder Beziehung. Die ist schwer zu kriegen. In jeder Beziehung. Im Stehen gefrühstückt bei einem Bäcker hier in Karlshorst. Und dann in die Höhle der Löwin.

Silke trug einen engen Pullover. Farblich war sie dezent gekleidet. Ein wunderbarer geschmacklicher Kontrast zu Cornelia Pieper, die meist bunt angezogen ist wie eine schlechte Sekretärin, nicht wie eine Generalin. Die wird im Bildungsloch versinken, die Nachrichtensendungen des Fernsehens werden wegen ihres Verschwindens daraus automatisch besser. Einige Kollegen betrachteten mich auf dem langen Weg durch das Großraumbüro mit Keilerblicken. Hatte ich so ein Gefühl von Kälte hier, weil draußen Schnee lag?

Mit ausschweifender Fantasie sah ich Silkes Hände, die ruhig mein Manuskript hielten. Ihre wunderschönen

dunklen Augen sprangen jeweils schnell von links nach rechts, sanken nach unten, umblättern, beim nächsten Blatt erneut das Abgleiten ihrer Augen. Aus ihnen war nicht herauszulesen, was sie dachte. Ihr Gesicht verzog sie nicht, die dunklen Augenbrauen wurden nicht einmal zusammengezogen. Silke sah mich an. O je, durchfuhr es mich, jetzt wird der Rechner hinter ihrer Stirn aktiv und sie sagt dir dessen Ergebnis. Ich blickte auf ihren Mund. Er ist leicht herzförmig. Die Oberlippe ist dicker als die untere. Wir haben doch Valentinstag, dachte ich geradezu flehend. Silke fragte nicht, ob ich es schon irgendwo angeboten hätte. Demütigend hieß ihr Urteil, wenn ich als Klugscheißer aus der Provinz glaubte, so hier in Berlin Boden gewinnen zu wollen, erginge es mir wie der Deutschen Wehrmacht vor genau 60 Jahren. Die verlor jeden Tag. Ob ich nicht aus Erfahrung wüsste, dass Medienmenschen Besserwisser seien. Automatisch nickte ich gegen meinen Willen. Die wollen doch nicht aus Wattenscheid hören, dass sie ihr Handwerk nicht beherrschten. Das Wort Wattenscheid klang wie ein trockener Gewehrschuss. Danach erfolgte der so genannte Fangschuss: »Willst du das Manuskript zurück oder soll ich es zerreißen?« Gegen meine Überzeugung bat ich sie, die Arbeit zu »entsorgen«.

Hiernach ging ich vor der Mittagszeit in eine kleine Pinte nahe dem Alex. Dass mich eine Frau dazu bringt, an der Karl-Liebknecht-Straße zu trinken, war mir nicht an der Wiege gesungen worden. Ich weiß nicht, wie lange ich dort war. Von eventuellen nächtlichen Träumen blieb nichts im Gedächtnis. Aber ich erinnerte mich, im Schlaf Kreislaufstörungen registriert zu haben.

Volker W. Degener: Literaturpreis Ruhr 1992:
Hans Dieter Baroth

Bereits in seinem ersten Roman *Aber es waren schöne Zeiten* (1978) erwies sich Hans Dieter Baroth mit enormen Detailkenntnissen als genauer Porträtist der Arbeitswelt des Ruhrgebiets. Er hatte diese Welt selbst erlebt und setzte ihr nun in seinen Büchern ein Denkmal. Zu Recht zählt ihn das Dortmunder Fritz-Hüser-Institut zu den Arbeiterschriftstellern. Geboren wurde er 1937 in Oer-Erkenschwick als Sohn eines Bergmanns. Da lag es nahe, dass auch er nach dem Besuch der Volksschule zum »Pütt« ging. Fünf Jahre lang, von 1951 bis 1956, arbeitete er, der mit bürgerlichem Namen Dieter Schmidt hieß, auf der Zeche Ewald-Fortsetzung unter Tage.

Danach veränderte sich seine Berufs- und Lebenswelt radikal. Baroth wurde 1959 für zwei Jahre Jugendsekretär einer Gewerkschaft in Süddeutschland. Er begann, für verschiedene Zeitungen zu schreiben, und stieg nach und nach in den Journalisten-Beruf ein, ohne dafür je eine Ausbildung genossen zu haben. Seine natürliche Begabung fürs Schreiben half ihm – und seine Risikofreude. Er traute sich als Autor eine Menge zu, stellte sich immer wieder neuen Herausforderungen, verfasste Texte für den WDR und arbeitete seit den 1970er-Jahren als Filmemacher und Dokumentarist für das Fernsehen. Es dauerte nicht lange, dann war er Chefredakteur des DGB-Jugendmagazins *ran* sowie der DGB-Wochenzeitung *Welt der Arbeit*, die allerdings 1988 eingestellt wurde.

Mit seinen Büchern wurde er schnell zum viel gelesenen Chronisten des Ruhrgebiets und seiner Menschen. Baroths zweiter Revierroman *Streuselkuchen in Ickern* (1980) schildert das Schicksal einer im nördlichen Ruhrgebiet lebenden Bergarbeiterfamilie. Den Zuwanderern,

die zu Beginn des 20. Jahrhunderts aus Polen in die aufstrebende Bergbauregion an der Ruhr kamen, gelang es zwar im Lauf der Jahre, eine kleinbürgerliche Existenz aufzubauen; sie blieben aber immer ihrer proletarischen Herkunft verhaftet.

Mein Großvater ... war ein Trinker. Die Großmutter mußte ihm das Geld für die Miete und das minderwertige Essen abringen, sie mußte es ihm, wie meine Mutter erzählte, aus der Tasche nehmen, wenn er betrunken auf dem Bett lag und schlief. Den geringen Lohn für die harte Arbeit gab es wöchentlich. Die paar Mark wurden an einem Schalter in der Lohnhalle von Ludwig ausgezahlt. Von der Zeche König Ludwig bis zu der viel zu kleinen Mietswohnung in einem der drei Häuser in der Nähe des Kanals waren es rund fünf Kilometer zu Fuß, die der Großvater zurückzulegen hatte. Ein Fahrrad besaß er nicht, die Straßenbahn war für ihn zu teuer. Er verkürzte die Strecke zwar über einige Feldwege, aber es gab noch genug Kneipen, in die er, mit den wenigen Mark in der Tasche, einkehren konnte. Und das muß er ausgiebig getan haben. Denn er kam an Lohntagen regelmäßig sturzbetrunken nach Hause, von den Kindern und der Mutter ängstlich erwartet, weil die Kinder dann noch mehr kuschen mußten und die Großmutter, je nach Grad der Betrunkenheit, wie üblich dann gegen ihren Willen beschlafen wurde. (*Streuselkuchen in Ickern*, 1980)

Wo der Erzähler sich in Menschenschicksale einfühlen und sie so wiedergeben konnte, dass sie beim Lesen Emotionen auslösten, musste der Dokumentarist Baroth genau beobachten, durfte sich aber nicht einmischen. Wie geschickt er das eine mit dem anderen zu verknüpfen wusste, erfahren wir in dieser Episode:

Beim Leben der jüngsten Tochter meiner Tante ... versuchte ich mir vorzustellen, wie es aussehen würde, wenn man aus den Aussagen Dritter ein Bild zusammenträgt. Journalisten müssen das ja immer tun. Von Verwandten habe ich erfahren, wie die jüngste Tochter jetzt heißt. Ich gehe davon aus, daß im Zeitalter der Computer über die Menschen eine sogenannte Datenbank angelegt wird, die viel mehr Fakten speichert, als öffentlich zugegeben wird. Ich gehe also ... zur Kripo und beginne erst einmal ein Gespräch mit dem Pressesprecher. ... Ich hätte den Auftrag einer Fernsehanstalt, behaupte ich ... und wir suchten für einen Dokumentarfilm eine Durchschnittsfrau aus dem Arbeitsmilieu. Bevor er weiter irritiert sein kann, kippe ich seine Verblüffung zu, in dem ich sofort ... nachhake und schnell sage: »Das Fernsehen zeigt ja immer nur das Außergewöhnliche Es interviewt nur Spitzenpolitiker. ... Deshalb ist es wichtig, einen richtigen Durchschnittsmenschen zu Wort kommen zu lassen.« (*Streuselkuchen in Ickern*, 1980)

Mit Chuzpe gelingt es Baroth tatsächlich, einen Kontakt zu dieser Verwandten zu knüpfen und so seinem Roman einen weiteren Erzählstrang einzufügen.

Hans Dieter Baroth war ein großer Fußballfreund, man könnte ihn auch als fußballverrückt bezeichnen. Allerdings schrieb er nicht über den großen, sondern den kleinen, den ›wirklichen‹ Fußball, über Westfalia Herne, Eintracht Gelsenkirchen, Sportfreunde Katernberg und STV Horst-Emscher, über die Atmosphäre im Erkerschwicker Stimberg-Stadion. Mit seiner Fähigkeit, sich auf Menschen einzulassen, gelangen ihm originelle Spielerporträts. Bewundernd, aber auch kopfschüttelnd hörten ihm die Menschen zu, wenn er Tabellenstände vergangener Fußballjahre und die dazu gehörenden Mannschafts-Aufstellungen referierte. Eine Sammlung seiner

witzigsten Stories erschien 1991 unter dem Titel *Des deutschen Fußballs wilde Jahre*. Die Berliner Neue Zeit lobte in einer Rezension: »Akribisch recherchiert, locker kommentiert, farbig fabuliert. Originelle Kopfbälle, erfrischende Pässe, selten mal Abseits. Dabei bekennt der Autor privat, ›ich bin eine gespaltene Persönlichkeit‹. Die muß man vielleicht auch sein, um über ›Fußlümmelei‹ und ›englischen Aftersport‹ so schreiben zu können, wie's ihm gelungen ist.«

Fußball und die Legenden um diesen Sport und seine Spieler beschäftigten den Autor mehr und mehr, und im Nachhinein wird erkennbar: Regionale Fußball-Geschichte ist auch lebendige Sozialgeschichte und eine identitätsstiftende Kraft. Seit 1963 lebte Hans Dieter Baroth als freier Journalist in Düsseldorf und Berlin, bevor er sich 1990 entschloss, ganz nach Berlin umzuziehen. Dort ist er am 16. Juli 2008 verstorben. Der Kohlenpott aber hat ihn geformt, so wie er das historische Ruhrgebiet in eine literarische Form gebracht hat.

Kurzvita

Hans Dieter Baroth wurde am 12. Februar 1937 in Oer-Erkenschwick (Ruhrgebiet) geboren. Er starb am 16. Juli 2008 in Berlin.

Sein Vater war Bergmann und wurde nur 42 Jahre alt. Baroth musste nach dem Besuch der Volksschule aus wirtschaftlicher Not ebenfalls den Beruf des Bergmanns erlernen. Fünf Jahre arbeitete er auf der Zeche Ewald-Fortsetzung.

Im Jahr 1957 verließ er den Pütt, jobbte und fing an, für Zeitungen zu schreiben. Von 1959 bis 1961 war er in Baden-Württemberg Landesjugendsekretär einer Gewerkschaft. Danach arbeitete Baroth als Journalist in verschiedenen Positionen. Seit 1964 machte er auch Dokumentarfilme. Sein erstes Sachbuch erschien 1977, sein erster Roman ein Jahr später.

Er wurde ausgezeichnet von den Sportfilmtagen Oberhausen und der Dokumentarfilmwoche Mannheim. Mit der »'ran«-Redaktion erhielt er als Chefredakteur 1972 den Deutschen Journalistenpreis. 1992 bekam er den Literaturpreis Ruhrgebiet.

Seit 1990 lebte der Autor in Berlin.

<http://www.hansdieterbaroth.de/>

Nachwort

Ende der 70er Jahre besuchte ich meinen Patenonkel im nahegelegenen Lünen. Onkel Heinz war Ende 1943 als Jugendlicher in die blaue Uniform der Luftwaffe gesteckt worden und bei seinem ersten Fronteinsatz in amerikanische Kriegsgefangenschaft geraten.

Im März 1946 kehrte er gut genährt aus den USA in die zerbombte Heimat zurück und wurde nacheinander Schneidermeister, Vater, Steiger im Kohlebergbau und Segelflieger. Sein polnischer Nachname hielt ihn nicht von seiner Liebe zum deutschen Soldatentum ab. Sie war für ihn mit Kameradschaft, Dienst an *seinem* Volk und *seiner* Familie verbunden.

Onkel Heinz zeigte mir ein Buch, das vorne auf dem Bücherregal lag: *Aber es waren schöne Zeiten* von Hans Dieter Baroth. Ich dachte an die Abermillionen Toten, an die Trümmerlandschaften und Hungerjahre. Was soll denn daran schön gewesen sein? Nein, dieses Buch würde ich niemals lesen!

Ich lenkte schnell vom Thema ab und erkundigte mich nach seinem letzten Urlaub. Den hatte er, wie jedes Jahr, mit seiner Ehefrau in Bad Rothenfelde verbracht. Auf Kur, wie er sagte.

Jahrzehnte später beginne ich ein Internetprojekt und stelle die Literatur aus und über das Ruhrgebiet vor. Zu den ersten ideellen Freunden und Förderern gehört Hans Dieter Baroth. Das Überraschende daran: Der Künstlername Baroth wurde von Bad Rothenfelde abgeleitet. Hier seine Erklärung und eine Geschichte dazu:

Weil ich einen inflationär verbreiteten Namen habe und im Medienberuf bald feststellte, dass es zu Verwechslungen kam, nahm ich Mitte der Sechzigerjahre einen Autorennamen an. Hans Dieter Baroth ist die Zusammenziehung des Ortes Bad Rothenfelde. In

dem Bad wohnte ich zwei Jahre und verbrachte dort eine tolle Zeit.

Der spätere Sozialminister von Nordrhein-Westfalen und wortgewaltige Fraktionsvorsitzende der SPD im dortigen Landtag, Professor Friedhelm Farthmann, leitete zu jener Zeit ein Institut des DGB. In den Medien galt er als Mitbestimmungsexperte, was wiederholt den zornigen Ruf von Heinz Oskar Vetter auslöste: »Wer hat den denn zum Experten gemacht?« Friedhelm Farthmann besaß in Bad Rothenfelde im Osnabrückischen ein Haus, das er einige Jahre zuvor geerbt hatte. Weil ich einen Roman schreiben wollte und Ruhe brauchte, fragte ich ihn, ob er mir für einige Zeit das Haus überlasse. Normalerweise nicht, so seine Antwort, während ihm hörbar das Kantinenessen schmeckte, aber bei mir mache er eine Ausnahme. Zehn Minuten nach der Zusage rief er in der Redaktion an mit dem eindringlichen Appell, Bad Rothenfelde sei klein, er sei dort bekannt: »Mach' aus dem Haus keinen Puff!« ... Ein Aperçu des Lebens: Friedhelm Farthmann saß in seinem Bad Rothenfelder Haus und las im Feuilleton der alten Tante »Frankfurter Allgemeine Zeitung«. Er sah darin mein Konterfei, rief nach oben zu seiner Frau: »Heidrun, Heidrun, hättest du je gedacht, dass der Kerl mal Romancier wird?«

Hans Dieter Baroth betitelt seinen ersten Roman mit dem verklärenden Zitat einer Kriegerwitwe. Mit diesem Kunstgriff erreicht er meinen Onkel und bekennenden Kommisskopf schon mit der ersten Auflage. Ich benötige dafür mehr Zeit.

Vierzig Jahre nach dem geschilderten Verwandtenbesuch lese ich seine Romane, Erzählungen und politischen Schriften. Plötzlich sind sie wieder da, die fünfziger, sechziger und siebziger Jahre. Ich sehe mich in kurzen Lederhosen, schmecke das Graubrot mit den immer

gleichen Aufstrichen, lausche den Erzählungen über den im Bergwerk verschütteten Urgroßvater, frage mich, warum Großvater neben drei kaiserlichen Vornamen einen Hitlerbart trug. Ich spüre die Ängste meines kriegsverehrten Vaters, höre meine Mutter mit dem Satz: »Karl, wir schaffen das schon«. Ich bin wieder klein, drücke die Schulbank, stehe vor der Seltersbude und bin hoffnungslos in ein Nachbarmädchen verliebt.

Hans Dieter Baroths Geschichten sind auch eine Erzählung über meine Jugend, meine Familie, meine Freunde und Nachbarn.

Aus ausgewählten Rezensionen zu Baroths Romanen

– *Nie mehr Wattenscheider oder: Merkel trägt kein Toupet*
(2006)

Ein feines Stück Literatur, kurzweilig, erstaunlich aktuell und glänzend recherchiert. Der Wahlberliner Baroth zeigt großes Einfühlungsvermögen in das Herz des Ruhrgebietes und erweist sich als Kenner spezieller Wattenscheider Befindlichkeiten.

Westdeutsche Allgemeine, 24.04.2006

... ermöglicht der Autor einen für die meisten Außenstehenden schier demaskierenden (Baroth-)Blick auf das zynische Berliner Mediengeschäft und hält auch in seiner frechen, polemisch-witzigen Art nicht mit seiner Meinung über die politisch Handelnden in der Hauptstadt hinter dem Berg. Hans Dieter Baroth weiß, wovon er schreibt. Nach seiner Bergmannslehre und fünf Jahren Maloche unter Tage wechselte er in die Medienbranche. Mit großem Erfolg.

Stimberg Zeitung, 04.05.2006

Wer einen ungeschminkten, geradezu existenzialistisch schwarzen Blick auf die Schwächen der Gattung Mensch und der Untergattung Journalist werfen möchte, muss Ernst Schreiber studieren. Denn in der kaltschnäuzigen, schonungslosen Beschreibung der Sehnsüchte und der Gier, der Erfolge und des Scheiterns von Menschen liegt Baroths große Kunst.

Recklinghäuser Zeitung, 01.06.2006

Autor Baroth fackelt nicht lange und nennt oft und gerne Ross und Reiter. Das macht seine Momentaufnahme des politischen Journalismus in Deutschland immer wieder

vergnüglich. Ganz nebenbei lässt er dabei hinter die Kulissen des journalistischen Alltags blicken –lakonisch und ohne erhobenen Zeigefinger.

M, Medienpolitische ver.di-Zeitschrift, 7-8 2006

– *Mann ohne Namen* 1987

Baroth ist, auch wenn er um der tieferen, sozialen Wahrheit willen, manches weglässt, objektiver Sittenschilderer von bisweilen beklemmender Intensität der Darstellung. ... Zumal über das Leben unter Tage spricht der Autor überaus suggestiv. ... Bei der Schilderung der geduldigen Pferde unten in den Kohlenschächten, der starken Tiere, die doch weniger aushalten als der Mensch, erinnert sich der Leser der berühmten Darstellung in Zolas »Germinal«; Baroth braucht vor dem großen Franzosen nicht unbedingt sich zu verstecken.

Neues Rheinland, 1988

In seinem neuesten Werk beweist der Autor wieder einmal seine genaue Beobachtungsgabe. Wenn Baroth die Gerüche und Geräusche in der Küche beschreibt, meint der Leser, das Geschirr scheppern zu hören.

Ruhrkohle, 12/1987

– *Streuselkuchen in Ickern* (1980)

Manchmal wirkt das Buch in seiner schonungslosen Offenheit fast deprimierend. ... Fast scheint Baroth, der selbst als Bergmann arbeitete, die kleinkarierten Träume seiner Kollegen vom großen Glück zu denunzieren. Doch diese Bitterkeit weicht wieder, wenn er den unspektakulären Heldentaten ihres Alltags ohne jedes Pathos ein Denkmal setzt.

Deutsche Welle, 19.09.1980

Es wäre falsch, Hans Dieter Baroth nach diesem Roman einen »klassenversetzten« Kempowski des Ruhrgebiets zu nennen. Castrop-Rauxel hat mit Rostock wenig zu tun. Aber es ist bestimmt richtiger, den »Streuselkuchen« zu sich zu nehmen als literarisches Gebäck einer Gattung, die zu Unrecht in Verruf geraten ist (und neuerdings wieder goutiert zu werden scheint): als Heimatroman.

Die Welt, 22.11.1980

Überblick, Detailkenntnis, Einfühlungsvermögen und schriftstellerisches Gespür machen aus dieser exakten Klassengeschichte weit mehr als Soziologie: ein Stück ausgezeichnete Literatur.

Neue Zürcher Zeitung, 1.10.1980

»Streuselkuchen in Ickern« ist ein Roman, wie ihn nur ein Aufsteiger erzählen kann, der seine Brüderlichkeit nicht vergessen hat.

Süddeutsche Zeitung, 8.10.1980

– *Aber es waren schöne Zeiten* (1978)

Baroth erweckt seine Gestalten, seine Stadt durch schlichte (und eben dadurch bestürzende) Beschreibung zum Leben: das Äussere, das Innere, die sich gleichenden Wohnküchen und Schlafzimmer, die traurigen Strassen, das allmächtige Bergwerk, Gesten, Gewohnheiten und Redensarten der Menschen.

Neue Zürcher Zeitung, 5.12.1978

Ich glaube, ich habe noch nie ein Erinnerungsbuch so beeindruckt und mit tieferer Hochachtung vor seinem Autor aus den Händen gelegt.

Tages Anzeiger (Schleswig), 31.10.1978

Es ist Baroths Verdienst, einen bislang von der Literatur weithin übersehenen Lebensbereich in unser Bewußtsein gerückt zu haben: die Industrielandschaft des Ruhrgebiets, die so oft romantisch verklärte Welt der Bergleute.

Norddeutscher Rundfunk, 24.12.1978

Ein Roman, der der Literatur der Arbeitswelt eine neue Perspektive gibt.

Süddeutsche Zeitung, 18.10.1978

Daß die Beschreibung so eindringlich geraten ist, liegt einmal an der nüchternen, lapidaren und darum dem Beschriebenen angemessenen Sprache, zum anderen an der Haltung des Autors gegenüber seinem Stoff. ... Er verdrängte nicht, von wo er herkam, sondern stellte sich einem schmerzlichen Erkenntnisprozeß. Er schreibt in Solidarität mit denen, die zurückblieben. Somit ist sein Buch Trauer und Aufklärung zugleich.

Frankfurter Rundschau, 19.03.1979

Text- und Bildnachweise

Der Ort O., Mein Vater, Meine Mutter, Der Angriff, Das Kriegsende, Der erste Arbeitstag, Aufklärung, Am Leseband, Unter Tage, Ernas Schwester. Jetzt geht's ums Geld, Fertigmachen, Die Qualen des Sommers, Der Unfall, aus: *Aber es waren schöne Zeiten*. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1978 – *Auf der Straße spielte das Leben, Knickelwasser an der Klümpkesbude, Fußballergebnisse per Luftpost, Kaleika am Heiligen Abend*, aus: *Streuselkuchen und Muckefuck: Unsere Kindheit im Ruhrgebiet*. Essen: Klartext 2003 – *Als Heinz Cichutek von butterweichen Flanken träumte*, aus: »*Jungens, euch gehört der Himmel!*« Auszug (mit geringfügigen Textänderungen), aus: »*Jungens, Euch gehört der Himmel!*« *Die Geschichte der Oberliga West 1947-1963*. Essen: Klartext 1988 – *Als Hamlet die Seilfahrt verzögerte*, aus: *Das werde ich nie vergessen: Geschichten aus dem Ruhrgebiet*. Ebd. 2005 – *Die Unternehmer haben das Sagen, Märchen in Millionenauflagen, Mit Strauß und Schamhaar*«, aus: *Mit Politik und Porno, Eine Dokumentation über den Bauer Verlag, ran Buch 1*. Frankfurt: Europäische Verlagsanstalt 1973 – *Aber jetzt ist überall Westen (Auszug)*, aus: *Aber jetzt ist überall Westen*. Berlin: Dietz Verlag 1994 – *Kurzvita und Rezensionen der Romane*, s. <http://www.hansdieterbaroth.de/> – *Literaturpreis Ruhr 1992*, aus: Volker W. Degener, Jens Dirksen, Hannes Krauss (Hg.): *Ausgezeichnet – Literaturpreis Ruhr – 33 Portraits*. Essen: Regionalverband Ruhr 2020 – Karl-Heinz Gajewsky: *Nachwort*, unveröffentlicht, unter Verwendung von Textbeiträgen aus dem Nachlass von Hans Dieter Baroth, mit freundlicher Genehmigung von Frau Astrid Brand.

Nylands »Kleine Westfälische Bibliothek«

Peter Paul Althaus (Bd. 1) ■ Gustav Sack (Bd. 2) ■ Hans Siemsen (Bd. 3) ■ Josef Winckler (Bd. 4) ■ Reinhard Koester (Bd. 5) ■ Elisabeth Hauptmann (Bd. 6) ■ Peter Hille (Bd. 7) ■ Jodocus Temme (Bd. 8) ■ Ernst Meister (Bd. 9) ■ Heinrich und Julius Hart (Bd. 10) ■ Max Bruns (Bd. 11) ■ Paul Zech (Bd. 12) ■ Andreas Rottendorf (Bd. 13) ■ Adolf von Hatzfeld (Bd. 14) ■ August Stramm (Bd. 15) ■ Thomas Valentin (Bd. 16) ■ Paul Schallück (Bd. 17) ■ Richard Huelsenbeck (Bd. 18) ■ Erich Jansen (Bd. 19) ■ Felix Fechenbach (Bd. 20) ■ Fred Endrikat (Bd. 21) ■ Clara Ratzka (Bd. 22) ■ Annette von Droste-Hülshoff (Bd. 23) ■ Katherine Allfrey (Bd. 24) ■ Anton Aulke (Bd. 25) ■ Henriette Davidis (Bd. 26) ■ Katharina Schücking (Bd. 27) ■ Anton Matthias Sprickmann (Bd. 28) ■ Heinrich Jung-Stilling (Bd. 29) ■ Siegfried Johannes Schmidt (Bd. 30) ■ Erich Grisar (Bd. 31) ■ Johann Moritz Schwager (Bd. 32) ■ Reinhard Döhl (Bd. 33) ■ Hugo Ernst Käufer (Bd. 34) ■ Jenny Aloni (Bd. 35) ■ Michael Klaus (Bd. 36) ■ Max von der Grün (Bd. 37) ■ Hans Dieter Schwarze (Bd. 38) ■ Gerhard Mensching (Bd. 39) ■ Carl Arnold Kortum (Bd. 40) ■ Heinrich Kämpchen (Bd. 41) ■ Ferdinand Krüger (Bd. 42) ■ Werner Streletz (Bd. 43) ■ Rainer Horbelt (Bd. 44) ■ Engelbert Kaempfer (Bd. 45) ■ Heinrich Schirmbeck (Bd. 46) ■ Eckart Kleßmann (Bd. 47) ■ Otto Jägersberg (Bd. 48) ■ Mathilde Franziska Anneke (Bd. 49) ■ Heinrich Maria Denneborg (Bd. 50) ■ Arnold Consbruch (Bd. 51) ■ Maria Lenzen (Bd. 52) ■ Jürgen Schimanek (Bd. 53) ■ Willy Kramp (Bd. 54) ■ Wolfgang Körner (Bd. 55) ■ Frank Göhre (Bd. 56) ■ Hans Wollschläger (Bd. 57) ■ Otto zur Linde (Bd. 58) ■ Josef Reding (Bd. 59) ■ Siegfried Kessemeier (Bd. 60) ■ Harald Hartung (Bd. 61) ■ Ernst Müller (Bd. 62) ■ Justus Möser (Bd. 63) ■ Walter Vollmer (Bd. 64) ■ Christine Koch (Bd. 65) ■ Werkleute auf Haus Nyland

(Bd. 66) ■ Ilse Kibgis (Bd. 67) ■ Franz Josef Degenhardt (Bd. 68) ■ Hans Marchwitza (Bd. 69) ■ Peter Florenz Weddigen (Bd. 70) ■ Gerd Semmer (Bd. 71) ■ Augustin Wibbelt (Bd. 72) ■ Otto Lüning (Bd. 73) ■ Otti Pfeiffer (Bd. 74) ■ Hugo Wolfgang Philipp (Bd. 75) ■ Liselotte Rauner (Bd. 76) ■ Levin Schücking (Bd. 77) ■ Georg Weerth (Bd. 78) ■ Fr. W. Weber (Bd. 79) ■ Ferdinand Freiligrath (Bd. 80) ■ Erwin Sylvanus (Bd. 81) ■ Volker W. Degener (Bd. 82) ■ Richard Limpert (Bd. 83) ■ Elise von Hohenhausen (Bd. 84) ■ Friedrich Wilhelm Grimme (Bd. 85) ■ Werner Zillig (Bd. 86) ■ Hermann Mensing (Bd. 87) ■ Norbert Johannimloh (Bd. 88) ■ Georg Bernhard Depping (Bd. 89) ■ Horst Hensel (Bd. 90) ■ Heinrich Peuckmann (Bd. 91) ■ Friedrich Adolf Krummacher (Bd. 92) ■ Ludwig Homann (Bd. 93) ■ Victor Kalinowski (Bd. 94) ■ Klaus Märkert (Bd. 95) ■ Ulrich Horstmann (Bd. 96) ■ Friedrich Grotjahn (Bd. 97) ■ Johann Lorenz Benzler (Bd. 98) ■ Inge Meyer-Dietrich (Bd. 99) ■ Ferdinand Kriwet (Bd. 101) ■ Josef Krug (Bd. 102).